1257

53964/A

B XXIV. Wei

WEIKARD
2

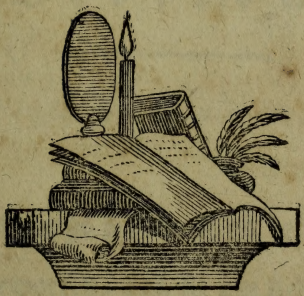
5163

Biographie

des

Doktors M. A. Weikard

von Ihm selber herausgegeben.



Berlin und Stettin,
bey Friedrich Nicolai, 1784.

WELLCOME
HISTORICAL
MEDICAL
LIBRARY

Vorrede.

Schon lange hat man es den Gelehrten vorgeworfen, daß sie am liebsten von sich selber schrieben. Ich werde hier keine Ausnahme in der Regel machen, und habe deswegen den Entschluß gefasset, dem Publikum meine eigene Biographie zu

liefern, eine Geschichte die freilich für den großen Haufen das gleichgültigste und unbedeutendste Ding auf Gottes Boden ist, und die nur das einzige Gute hat, daß kein Mensch, der nicht offenbar Lust dazu hat, sie zu lesen oder zu glauben verbunden ist.

Sarsco Selo
den 28sten May.
8ten Junius.

Der Verfasser.

Meine

Meine Geschichte.

Wohlherkömmlich wäre es gegen alle Etiquette einer Biographie gefehlet, wenn man nicht zum Voraus was von Vater und Mutter erzählen wollte, ehe man die Geschichte des Sohnes möchte paradiren lassen.

Jedermann will doch einmal gerne seinen Vater zu nennen wissen. Auch ist es ein allgemeiner Wahn, daß der Sohn immer etwas vom Vater erbe. Er ist stolz darauf, wenn er glaubt, daß diese Erbschaft was rühmliches sey. — Lieber Gott! dünkt sich doch so mancher armer Schlucker auf einem Dorfe oder gar an einem Fürstenhofe, so außerordentliche Dinge, wenn ungefehr sein Ur- Ur- Ur- Großvater ein braver

Kerl gewesen ist, glaubt nun gar nicht mehr, daß andere Erdensöhne seines Gleichens sind, wenn er schon durch natürliche Abartung oder Inokulirung falscher Keimen auf der Stufenleiter der Menschengeschöpfe ganz an die untersten Sprossen gekommen ist. Wie muß es noch den würdigen Mann, den Mann von Verdienst kränken, wenn er etwa in die Nothwendigkeit gesetzet ist, vor einer solchen Exzellenz zu kriechen, oder sich die gnädigen Caprizen oder Ungeschliffenheiten unterthäniast gefallen zu lassen. In einem neuen Plane zu einer bessern Welt dürfte sehr vieles von der alten ausgestrichen werden.

Von meinem Vater erzähle ich nichts Wunderbares, keine Heldenthaten. Ich erzähle nichts, als daß er ein ehrlicher Mann war, der uns in unserer Kindheit täglich Proben seiner Rechtschaffenheit, Proben ehrlicher Handlungen gegen seinen Nebenmenschen gegeben hat. Er gab jedem das Seinige, schüzte, so viel er konnte, die Bedrängten, half den Dürftigen. Alles dies that er mit einer bescheidenen Gelassenheit, als wenn er gar nichts, oder nur seine Schuldigkeit gethan hätte.

Es

Es muß aber doch auch etwas von seiner Privatgeschichte erzählet seyn. Ich sage also hiermit öffentlich, daß er war seines Vaters einziger Sohn; war geboren in dem Dörfchen Römershag, nahe bey Brückenau, eine Stunde ober dem so niedlichen, unter Fürst Heinrich empor gekommenen Kurorte. Sein Vater starb frühzeitig; seine Mutter heirathete wieder, starb nachher. Er ward als Kind von seinem Großvater, und nach dessen Tode unter Aufsicht seiner Verwandten und Vormünder erzogen. Er studierte bis in die fünfte Classe in Fuld, war einer der besten in der Classe, wovon doch damal jede über hundert Studierende enthielt. Er hatte Lust Kaufmannschaft zu lernen, natürlicherweise bloß aus dem Grunde, weil er nicht Lust hatte ein Mönch zu werden. Vor Zeiten war es überhaupt so bey Katolicken. Wenn ein Student Fähigkeit hatte und was lernete, so ward er zu einem Mönch bestimmt. Aus der mittelmäßigen oder geringeren Gattung wurden die Weltpriester genommen. Einige Söhne von vornehmeren Aeltern, und dann die übrigen, denen es ganz am Kopfe oder etwa am Körper fehlete, studierten Jura und wurden die Staats-

männer. Wenigstens war es schon ein Zeichen eines gar schlechten Christens, wenn der Schüler das Herz hatte, zu sagen, daß er nicht Lust zum geistlichen Stande hätte. Ich sage, so war es meistens, und so wurde der Beruf der meisten Studierenden gemacht. Zuweilen fand auch hier eine Ausnahme Plaz: und seit zwanzig Jahren haben sich die Gesinnungen der Menschen gar mächtig geändert.

Ich muß die Geschichte meines Vaters nun kurz zusammennehmen und endigen, um nicht sogleich beym Anfange meiner Geschichte Langeweile zu machen. Ich hätte ja überhaupt von ihm nichts zu sagen nöthig gehabt, als daß er mein Vater war. Kurz, er kam in Absicht auf Kaufmannschaft nach Wirzburg, mochte hierbey keinen Wohlgefallen finden, wollte wieder studieren, und ward durch einen verwandten Mönchen nach Limburg an der Lahne in die fünfte Classe gebracht. So viel Classen hatte damals jedes Gymnasium. Hierauf kam er zur Logick nach Coblenz. Nun wurde er zum Soldaten bestimmt. Man verschaffete ihm die Zusage einer Fahne im kaiserlichen Dienste. Eine alte Verwand-

wandtinn brachte ihn von diesem Vorhaben ab, gab ihm mit Dispensation ihre Tochter, da er achtzehn Jahre und die Braut vierzehn hatte. Diese starb nach einem Jahre im Kindbette, worauf er meine selige Mutter Sabina Kluberdanzinn, eines Amtskellers im Wirzburgischen Tochter, eine schöne, gesunde, starke, fromme und fleisige Hausfrau, zur Ehe nahm, und sich sogleich an das Geschäft machte, mich zur Welt zu bringen.

Mein Vater ist klein, aber muskulös und kräftig, war in der Jugend flüchtig, hitzig, im Alter zur Hypochondrie und Gliederkrankheit geneigt.

Alles was Weikard heißt, und von meiner Verwandschaft ist, hat Muskelkraft, ist hitzig, jähzornig, gutherzig, verliebt, eigensinnig, gerecht. Eigenschaften, die schon für manchen unter ihnen sehr schlimme Folgen gehabt haben.

Ueberhaupt finde ich keine Gemütseigenschaften, die für Menschen, welche da auf der Welt ihr Glück machen wollen, nachtheiliger und

gefährlicher wären, als eben diese. Ist man hitzig, jähzornig, so kann man leicht Ausfälle wagen, einen Beleidiger prügeln, und dafür wieder geprügelt oder gestraft werden. Der Gutherzige theilet gerne mit, ist freigebig, kömmt also selten zu Schätzen; er ist offenherzig, wovon andere so leicht Misbrauch zu machen pflegen; er trauet anderen, glaubet ihnen, und wird einmal um das andere betrogen, oder zum Narren gehabt. Kein Mensch taugt weniger für die Welt, als eben der Gutherzige. Eigensinn ist eine böse Sache. Sind da doch tausend andere Narren in der Welt, die verlangen, daß wir uns schlechterdings nach ihnen richten, daß wir vor ihnen wie demütige Würmchen herum kriechen sollen. Wie kann hier ein Eigensinniger sich Hofnung machen, mit Glücke durchzukommen. Gerechtseyn ist wohl nicht eine so günstige Eigenschaft, als es beym ersten Anblicke scheinen mag. Ein Gerechter wird die Sache des Geringeren betrachten, wie jene des Grossen, und schon hierdurch in unendliche schlimme Händel gerathen. Er wird nicht annehmen, was ihm nicht gehört, wird manchmal lieber das seinige zu seinem gröſten Nachtheile fahren lassen,

wenn

wenn man ihm nur den geringsten Anstrich von Ungerechtigkeit aufbürden will. Wirklich ist von meiner Verwandtschaft einer auf diese Art ziemlich um sein Vermögen gekommen. Verliebt — o was noch das ärgste ist! Verliebt in einem Lande der Cöliben! Gott bewahre! was könnte erst noch da draus werden, wenn einen Verliebten endlich gar der Teufel plagte, daß er bey einem heftigen Anfalle auf die unseligste Entschliessung fiel, ausser dem ihm vom geweihten Priester durch das heilige Sakrament der Ehe angewiesenen Distrikchen sonst noch irgend wohin ein Bäumchen zu pflanzen? Ich will nichts sagen, von dem vielen physischen Unheile, welches alles uns hienieden zur Strafe für die Liebe zu Theile wird. Wirklich habe ich mich auch wider diesen Familienfehler nach Leibeskräften gesträubet. Immer reüssiret man freilich nicht.

Bey allem dem haben wir alle, ich, meine Brüder, meine Verwandte, was besonderes von einer gewissen Schüchternheit, oder was Leutscheues, obwohl es im Grunde keinem an wahrer Herzhaftigkeit fehlet. Freilich mag bey uns die Baasenerziehung viel beygetragen haben.

Aber

Aber warum sind es auch die anderen? Ich denke immer, wir waren nicht leichtsinnig und eitel wie die Franzosen, nicht so stolz wie der Engländer, nicht so gleichgültig und unempfindlich, als der rohe gemeine Deutsche, und nicht so von uns eingenommen, als der Vornehme Aufgeblasene. Oder Gott weis, worinn der Grund dieses Leutscheuen bestand. Furcht war es nicht. Ich hätte mich selber manchmal lieber mit jenem geprügelt, der mich embarrassirte, als daß ich mich mit gehöriger Gelassenheit und Zuversicht auf mich selber hätte präsentiren können. Da haben wir es nun auf einmal. Wirklich war Mangel an gewisser Zuversicht auf sich selbst die meiste Ursache davon, und dann Mangel an einer gewissen gesellschaftlichen Effronterie. Alle haben eine ganz eigene Modestie. Bey mir wirkte ausser dem noch eine ganz andere Ursache. Ich hatte ein gutes aber kurzes Gesicht, gieng immer geschwind, und trat also auch zu geschwind in die Thüre hinein. Wenn ich nun da auf einmal in einer gewissen Undeutlichkeit Leute erblickte, so war ich mit meinem Komplimente in äusserster Verlegenheit, ich wuste in der Geschwindigkeit nicht, wo ich mich hinwenden sollte, und besorgte

immer

immer einen Fehltritt zu machen. Wirklich war es mir mehr als einmal begegnet, daß ich die Cammerjungfer oder was Aehnliches für die Dame begrüsset hatte. Erst spät entdeckte ich einem vornehmen und einsichtigen Freunde diese Quelle meiner Verlegenheit. Er rieth mir, ganz langsam ins Zimmer zu treten, langsam erst der ganzen Gesellschaft mein Kompliment zu machen, auszuruhen, und dann mich nach der Hausfrau umzusehen, oder mich hinführen zu lassen. Langsamer Gang, langsame Sprache, langsame Handlungen — das waren nun freilich keine natürlichen Dinge bey mir: es war Zwang. Aber was thut man nicht, um sich bey der Welt mit Anstand zu produziren, oder wenigstens für einen Menschen, der Lebensart hat, passiren zu können. Ich fand wirklich, daß dieses mir angerathene Mittel eines der besten war. Man weis es, daß man ohnehin halb blind ist, wenn man von der Helle geschwind in ein Zimmer kömmt. Auf diese Art hatte meine durch das Tageslicht verengerte Pupille Zeit, sich zuvor zu erweitern, und nöthiges Licht an einem dunkleren Orte aufzunehmen: ich hatte Zeit mich umzusehen, zu besinnen; mein Gemüth hatte

Zeit,

Zeit, alles mit Ordnung und Ueberlegung zu thun.

Mich dünkt, ich könne es sehr wahrscheinlich probieren, daß ich ein ächter Weikard sey. Meine Mutter war eine in Frömmigkeit auferzogene Tochter frommer Aeltern. Sie kam an einen geringen Ort, nach Römershag, wo sie vorher nie gewesen war, und also keine Bekanntschaft hatte. Sie kam innerhalb einem Jahre ins Kindbett, wo ich der erstgeborne war. Mein Vater war ein junger frischer Mann, der gewiß die Liebe und Treue seiner Frau ein viertel Jahr lang wird zu erhalten gewust haben. Ohnehin war sie fromm, tugendhaft, arbeitsam, gegen die Armen wohlthätig. Sonst war sie gesund, stark, starb an den Folgen einer hitzigen Krankheit, oder etwa gar an der Kunst eines jungen Doktors, da ich ungefehr im zwölften Jahre meines Alters war.

Im Jahre 1742 den 28ten April wurde ich zur Welt geboren. Ich war ein gesunder schöner Jung, wie mir die Leute sagen, bekam guten

ten Wuchs, war munter, und natürlicher Weise der Liebling meiner Mutter. Mein Vater wuste damals noch etwas von dem, was er gelernet hatte, und übte mich zeitlich zur lateinischen Sprache. Ich erinnere mich noch, daß ich als Kind den Fehler hatte, der mir bis daher immer blieb, ich war zu gut, zu freygebig, wovon dann meistens meine Kammeraden ganz wohl zu profitiren wusten. Ich mochte nun etwa acht Jahre haben, da eine Veränderung mit meinem Körper vorgieng, die gewiß auf mein künftiges Leben, auf die Bestimmung meines Standes, und auf die Stellung meines Gemüthes den grösten Einfluß gehabt hat. Gewiß wäre ich nie Arzt geworden, gewiß wäre ich bey Mädchen und Jungen weniger verzagt gewesen, wenn sich dieser Vorfall nicht ereignet hätte. Ein älterer und stärkerer Jung stieß mich mit dem Knie in den Rücken, verrenkte mir den Rückgrat. Ich fiel zu Boden, muste kriechen. Zimmerleute, die zugegen waren, legten mich auf den Bauch, dehnten mich aus, daß es im Rücken krachte. So hatten sie mir die Wirbelbeine wieder eingerichtet. Ich blieb ruhig auf dem Bette liegen, und war am andern Tage wieder frisch und gesund.

fund. Acht Tage nachher sprang ich von einem Tische auf den Stubenboden, und blieb liegen. Mein Rückgrat war wieder aus dem Gelenke. Mein Vater war allein nebst einigen Kindern zugegen; er hob mich in die Höhe, konnte aber die verrenkten Knochen nicht wieder an Ort und Stelle bringen. Nun gieng das Elend an. Da wurden gelernte und ungelernte Stümper von allen Seiten her zu Rathe gezogen, wo denn immer einer mehr als der andere meinen verdorbenen Körper mishandelt hat. Kurz, ich bin auf allerley Weise so gedrückt, gedehnt, gepresset, gemartert worden, daß ich es noch nicht begreifen kann, warum man mich nicht dahin gebracht hat, daß ich weder hätte stehen noch gehen können. Die hauptsächlichsten Manöver dieser armseligen Menschen giengen schnurstracks dahin.

Dieser Vorfall, der in den ersten Jahren mit Schmerzen verknüpfet war, hinderte mich freilich in meinem Lernen, und hielt mich zwey Jahre zurück, wo man mich geradehin gehen ließ. Mein Vater wuste nicht, was er mit mir anfangen sollte. Da kamen wohl manchmal bey müssigen Stunden allerley Projekten vor. Meine Mutter besaß

Ge-

Geschicklichkeit im Nähen, Stikken u. d. g. Ich gab mich also einsweilen mit derley weiblichen Arbeiten ab. Endlich ward der Entschluß gefasset, daß ich dennoch studieren sollte. Mein Vater that mich zu einem alten unthätigen Schullehrer in das nahe Städtchen Brückenau. Er kaufte mir eine Geige, und ich nahm Lektion bey einem Maurer im Dorfe. Ich lernte auch nachher Clavierspielen bey einem Studenten in Hammelburg, der selber nichts konnte. Ich mußte auch einige Arien zu Brückenau in der Kirche singen, ohne die geringste Anleitung zur Singkunst zu haben. Bey solchen Lehrmeistern konnte ich freilich Trotz meiner natürlichen Anlage zur Musik und meines musikalischen Gehörs niemals was ordentliches in der Musik leisten.

Von Brückenau kam ich nach Hammelburg auf das Gymnasium, und wußte leider gar nichts. Ich kannte nicht einmal die nöthigsten und gewöhnlichsten Schulbücher. Ich ward der Vorlezte in der Schule, als wir das erstemal komponiret hatten. Der Ultimus war mein Cammerad aus Brückenau. Nun hatte ich freilich in Hammelburg auf einige Art mehr Gele-

 genheit

genheit etwas zu lernen. Außer dem, daß ich mehr in der Schule hörte, hatte ich einen Präceptor, der sehr eifrig war. Ich selber aber hatte Eifer und Fähigkeit. Ich schwang mich also unter einem geringen Haufen, der nur aus dreyzehn bestand, bald empor. Bey der zweyten Komposition wurde ich der zweyte in der Classe, bey der dritten der erste, der ich auch die fünf Classen durch geblieben bin. Alle vierzehn Tage war Compositio pro loco, wie sie es hiessen. Aber mein guter Mitgesell blieb auch durch alle Classen seinem das erstemal erwischten Orte getreu.

Auf dem Gymnasium zu Hammelburg lehren Franziskaner. Ihrer drey versehen die fünf Classen. Welche Lehrart! Von der deutschen Sprache oder Rechtschreibung wußte man gar nichts. Vom Lateinischen hatte man nie wahren Geschmack. Das Herz wurde mit Intoleranz und Aberglauben gefüllet, der Kopf mit Dummheit. Es ist aber damals auf allen katolischen Gymnasien nicht viel besser gewesen. Meine Lehrer waren gute Leute, waren aber in den Jesuitenschulen eben nicht besser erzogen worden.

Ham-

Hammelburg ist ein artiges Landstädtchen an der Saale, an Franken gelegen. Es ist dort fruchtbare Gegend an Wiesen und Feldern. Es ist viel Weinbau da, welches freilich ein leichter Wein ist. Die Einwohner sind außerordentlich arbeitsam, haushältisch, auch wohlhabend. Die Franziskaner haben dort den größten Einfluß auf Gewissen und Hausweſen. Eben dieſer Ort hatte auch auf meinen moraliſchen Charakter großen Einfluß gehabt. Ich kam zu einer alten Muhme; ſie war Franziskanerinn vom dritten Orden, eine Beate von ächtem Schrot und Korne. Andächteley ist dort überhaupt der herrſchende Ton. Beſonders gehört es zur Etiquette der Bethſchweſterey, am lezten aus der Kirche zu gehen, wenigſtens nicht alsbald nach geendigtem Gottesdienſte; wöchentlich zwey oder dreymal zu beichten (mit dem Franziskaner im Beichtſtuhl zu converſiren) und zu communiziren, durchaus es fleiſſig mit Franziskanern zu halten. Meine Muhme hatte immer Beſuche von dieſen Herren, beſonders da ſie noch guten Wein, den mein Vater dort im Keller hatte, aufzuſetzen hatte. Sie war eine geheime Vertrautinn von einigen, im Ganzen ſo ziemlich von den Kloſtergeheimnißen

inizirt. Wenn nun so eine vertraute Geistlichkeit zu ihr kam, so gieng das Lispeln an. Ich und einige meiner Geschwister waren bey ihr. Wir mußten ins Nebenzimmer. Da ich nun auch sonst wenig oder fast gar nicht aus dem Hause kam, so war noch dieses eine Hauptursache, mir etwas Leutscheues oder Schüchternes anzugewöhnen, womit ich, wie ich schon erinnert habe, noch spät zu thun hatte. Eben auch damal mag ich mir schon die Liebe zur Einsamkeit angewöhnet haben. Wenn ich auch bey meinem künftigen Leben schon in angenehmen Gesellschaften lustigen Humors war, und man mich deswegen meistens gerne hatte: so war mir doch immer meine ganze Lebenszeit der Aufenthalt in einer stillen einsamen Stube der angenehmste. Ich hatte meistens allda die wenigste Langeweile.

Bey meinem Aufenthalt in Hammelburg las ich oft in den geistlichen Büchern meiner Muhme. Endlich wurde ich ganz zur Andacht erhitzet. Ich bethete oft mit heiliger Wollust so recht aus Leibeskräften. Es war mir gründlicher Ernst, ein rechtschaffener Heiliger zu werden, und Wunder zu wirken. Ich beichtete

meistens

meistens dreymal in der Woche, trug Zilizien von Haar und Drath, verrichtete sonst allerley Bußwerke, that oft meinem Körper soviel Plage an, als ich nur konnte. Manchmal war ich ganz unruhig aus Eifer und Sehnsucht, den Leuten zu predigen, und den übrigen Adamssöhnen recht nachdrücklich sagen zu dürfen, daß sie beynahe alle verdammet wären.

Mehr als einmal war ich der größte Büssende den es geben kann. Ich weinete, rasete, übte alle mögliche Bußwerke, und war fast in Verzweiflung, besonders da ich aus der Lektür eines geistlichen Buches geschloßen hatte, ich hätte meine Unschuld verloren. Wirklich wußte ich gar nicht, was Verlust von Unschuld war. In solcher Unruhe war ich besonders, als ich in der dritten Classe war, etwa gegen das dreyzehnte Jahr meines Alters. Ich litte noch einen ähnlichen Anfall zu Wirzburg, als ich Logick studierte, wo wir Studierenden unter den Jesuiten zur Fastenzeit geistliche Exerzizien machen mußten. Ich legte beyde Male Generalbeichten ab, und hätte vor Reue sterben mögen. Vielleicht kam es noch daher, daß ich auch in späte-

ren Jahren bey Erinnerung eines geringen Fehltrittes oder einer Unbesonnenheit, sogleich eine ängstige Beklemmung auf der Brust empfand. Vielleicht rührte daher viel von meiner Empfindsamkeit, Reizbarkeit.

Die Ursache, warum ich beynahe fünf bis sechs Jahre hindurch und länger, jährlich einigemal so sehr in Reue und Buße fiel, war ungefehr folgende: Ich war ein gesunder, sanguinischer Jüngling, hatte auch nie Mangel an guter Nahrung und Weingetränke. Ich konnte es also alles Bethens und Widerstehens ungeachtet unmöglich hindern, sehr oft Regungen der Natur zu fühlen. Ich glaubte einmal, und ward besonders durch verkehrte Lektür geistlicher und theologischer Bücher gänzlich darinnen bestärket, daß dieses lauter Todsünden wären. Und was das schlimmste war, so erinnerte ich mich solcher Sünden, so lang ich mich meines Lebens erinnerte. Hieraus konnte ich nun allerdings nichts anderes schliessen, als daß ich ganz zur Hölle müsse geboren seyn. Ich suchte freilich auf allen Seiten Rettungsmittel. Ich sammelte allenthalben jene gute und bewehrte Gebethchen, welche

che gut wider Teufel und Hölle waren. Ich war in verschiedenen Brüderschaften einverleibt, trug allerley Skapulire und Gurteln am Leibe, bethete überhaupt soviel und so brünstig, daß ich noch meine Lebenszeit daran zu haben glaube. Ich muß hier noch anmerken, daß eine so feurige Andacht auch wirklich eine Art von Wollust gewähret. Man rechne noch hierzu ein bischen Stolz und Eigenliebe, die sich doch immer mit unter so heilige Andachtsübungen mischet, wobey man sich Gott gefälliger dünkt, als andere Adamskinder. Es ist daher sehr natürlich, daß Weiber in gewissen Jahren sich dieser Gattung von Seelenlust widmen, wenn Reiz, Anlage und Gelegenheit zur sinnlichen Wollust sie verlassen haben. Außerdem ist die Andächteley auch ein Mittel wider Langeweile, welche thätigen und empfindsamen Seelen ohnehin unausstehlich ist. Madame de Sevigné schreibt an ihre Tochter: Au reste, ma fille, une de mes grandes envies, ce seroit d'être devote; je ne suis ni à Dieu ni au Diable: cet état m'ennuie, quoiqu'entre nous je le trouve le plus naturel du monde. Richtig, eine empfindsame Dame muß wissen mit wem sie's zu thun hat.

Ich habe schon irgendwo erzählet, welche unheilige Wirkung einstens ein sehr feuriges Gebethchen im Traume an meinem Körper veranlasset hat. Ich erinnere mich auch noch ganz deutlich, welche Wonne vielmal in meiner Seele war, wenn ich so aus Herzensgrunde andächtig gewesen war. Freilich war es dabey eine schlimme Sache, daß ich zuweilen zu tief in Buß und Reue sank, wobey ich mich mit Furcht und Aengsten quälte. Doch diente auch diese betrübte Lage meiner Seele dazu, die geistliche Andachtswollust hernach zu erhöhen; ungefehr so wie ein Zwist unter Liebenden das Feuer ihrer Liebe hernach desto stärker anfachet. Allein diese Scene meines Lebens fieng nun an, sich nach und nach abzuändern. Ich kam im Jahre 1758 nach Wirzburg zur Philosophie. Unser Lehrer war ein einfältiger ehrlicher Mann, seine Philosophie altmodisch, oder die albernste, wie sie damals die Jesuiten lehreten. Ich hörte dort in zweyen Jahren, wie gewöhnlich auf katolischen Universitäten, Logik, Physick, Metaphysick. Es war ein besonderer Lehrer für Experimentalphysick. Dies war zu jener Zeit bey Jesuiten was neues; sie fiengen dieses Studium erst an, nachdem sie lang dawider

wider gezanket und andere ehrliche Männer verketzert hatten. Auch war ein Lehrer für die Mathematik. Er hatte mehr Wissenschaft als Vortrag und Menschenverstand. Sobald er auf die Katheder trat, giengen fast alle aus der Schule.

In Wirzburg kam ein Vetter zu mir, der schon einige deutsche Schriften gelesen hatte, sonst aber just keiner der Fleißigen war. Dieser war meistens Schuld, daß ich meine peripatetische Philosophie eben nicht mit besonderem Eifer studierte. Ich fühlte wirklich manchmal einigen Eckel an jenen unnützen Possen. Ich studierte doch immer so viel, daß ich unter die Abtheilung der besseren Studenten gerechnet wurde. Mein Vetter gab mir Wochenschriften, Gedichte und andere deutsche Bücher zu lesen. Ich lase sie mit Wollust, wiewohl ohne allen Geschmack. Neukirch und ähnliche Schriftsteller waren vorzüglich meine Helden. Ein Mann, der nur etwas von deutscher Literatur verstand, war damals in Wirzburg eine Seltenheit, und wurde etwa gar unter die Classe der Ketzer gezählet. Durch Lesung deutscher Bücher bemerkte ich endlich einigen Unterschied in der Rechtschreibung und Sprachkunst, wenigstens etwas, so von meiner kato-

lischen Schreibart ganz verschieden war, und mir besser gefiel. Ich machte mir nach und nach selber einige Regeln aus solcher Lektür, und fieng an, mich darnach zu formen. Ich hatte oft rechten Eifer für Sprachverfeinerung und schöne Wissenschaften, aber leider gar keine Anweisung. Von deutscher Grammatick und Orthographie hatte ich, so lang ich studieret habe, nichts gehört, nichts gesehen.

Unglücklicher Weise fieng bey allem dem mein Andachtseifer an, etwas lau zu werden, wiewohl er noch nicht so ganz nachgelassen hatte. Mein Geist fühlte etwa nun eine andere Art Wollust an schönen Wissenschaften. Die Gesellschaft meines Vetters und anderer mochte auch das ihrige beygetragen haben, denn da ward freilich mit unter auch manchmal von Mädchen und ganz andern Dingen als vom Bethen und Bußthuen geschwazt. Ich muß es hier selber gestehen, daß die Patres sogar unrecht nicht haben, wenn sie ihren Studenten alles verbieten, was zu Berlin und Leipzig gedruckt, und nicht von einem Priester aus der Gesellschaft verfasset ist. Man merkt es ja handgreiflich, daß die

Liebe

Liebe zur Andacht, die Ehrerbietung gegen den Orden, und die Furcht vor Gespenstern, Hexen und Teufeln abnimmt, so wie der Geschmack an solcher Lektür gewachsen ist. Und jene Fürsten, denen dran gelegen ist, die Köpfe auf gutem altem Fuße erziehen zu lassen, thun sehr wohl daran, wenn sie sowohl die Erziehung ihrer Prinzen als der übrigen Schuljugend wackeren Ordensmännern überlassen. Oportet esse haereses, steht es geschrieben, das ist, auf unserer besten Welt muß es immer Pinsel geben. Verstand und Aufklärung schaden am Seelenheile, da nur die Einfältigen in den Himmel kommen.

Aber was hilft das alles! Ich war nun einmal ganz vom Plane meiner ersten Erziehung ausgeartet, ward verführt und verdorben. Wie das alles zugegangen ist, wird sich bald in der Folge zeigen. Leider fängt aber nun ein grosser Theil der Menschenkinder an, auf solchen Wegen zu wandern, so daß fast kein Bitten, kein Warnen und Drohen mehr helfen will. Am Ende wird sichs zeigen was aus allem diesem geworden ist.

Ich lenke wieder auf meine Studien ein. Die Philosophie war absolvirt. Da rieth mir einer dies, der andere das. Einer wollte, ich sollte Jurisprudenz studieren. Ich wandte einstens einem würdigen Manne ein, daß es bereits zuviel Juristen gäbe. Der Mann versicherte mich, daß er im ganzen Vaterlande kaum von einem wüste. Ich verstand es, glaube ich, nicht, was der Mann damit sagen wollte. Mein Professor der Philosophie, und einige Verwandten hatten mir zur Arzneykunst gerathen; und ich widmete mich nun selbiger. Zu jener Zeit waren seit mehreren Jahren keine Zuhörer, und folglich auch keine medizinische Collegien in Wirzburg gewesen.

Ein Lehrer der Arzneykunst auf der wegen ihrem Reichthum berühmten Julieruniversität zu Wirzburg hat zweyhundert paare Gulden, der erste Lehrer dreyhundert. Privatcollegien sind da fast ausser Mode, und waren bey so wenigen Zuhörern ohnehin nicht zu vermuten. Ein solcher Lehrer muß also natürlicher Weise sein Lehramt als eine Nebensache betrachten, und auch als ein Nebending schlecht genug versehen. Es

ist

ist aber dieses der Fall beynahe von allen katolischen Universitäten. Gewiß entsteht aus der Menge solcher Schulen mehr Unheil als Gutes, und doch glaubt jeder geistliche Reichsfürst was Grosses gethan zu haben, wenn er eine Universität errichtet, und die Lehrer kaum für das Verhungern versichert hat. Wie gut wäre es, wenn man in solchen Ländern nur auf tüchtige Gymnasien dächte, und das Universitätsgeschäft andern überließ. Nie werden auf dergleichen Schulen vorzügliche Lehrer und Zöglinge seyn. Der gering besoldete Lehrer muß allerley Nebenarbeiten verrichten, allerley Nebendienstchen zu erhaschen suchen, wenn er sich und seine Familie nicht will verschmachten lassen. Endlich werden hieraus die Hauptgeschäfte, und das Lehramt ein gehässiges Nebending. Wer auf Schulen was ordentliches lernen will, wird immer genöthiget seyn, sich auf eine protestantische Universität, deren freilich auch wieder nur wenige in gutem Stande sind, zu verfügen. Bey Katolicken fehlt es an Unterhalt der Lehrer, an Fleisse, Aufmunterung, Freiheit oder beynahe an allem. Zum Unglücke sind sie noch meistens in Residenzstädten, welches denn doch aus hundert Ursachen die unschicklichsten

sten Oerter für Schulen sind. Da läßt nun jeder arme Bürger einen Sohn studieren. Wenn dann dieser nach geendigter Philosophie nicht in ein Kloster aufgenommen wird, so hört er Jura oder zum Unglücke gar Medizin, schlendert so einige Jahre hin, schmiegt sich, kriecht, oder bestürmt seine Patronen so lang, bis er endlich Trotz seiner Unwissenheit zu einem Dienstchen gelangt, und verdrängt oft einen würdigeren Nebenbuhler. Wäre in solcher Stadt keine Universität gewesen, so hätte der Student auf eine bessere auswärtige Schule gemüst: man hätte diese Kosten nicht an ihn gewendet, wenn er nicht bessere Anlage zum Studieren gehabt hätte. Der Staat wäre also nicht mit einem so ungeschickten Schreiber, Amtmann, oder Rathe beschweret worden. Es wäre also wirklich in solchen kleinen Staaten der erste Plan um tüchtigere Leute zu haben, die Universitäten aufzuheben. Ich getraue mir diesen Satz in jedem solchen Lande durch häufige Beyspiele zu bestättigen. Soviel von katolischen Universitäten überhaupt! Meine Sache ist dermal, die Geschichte meines medizinischen Studiums zu Wirzburg zu erzählen.

Herr

Herr Siebold, Herr Senf, und ich, wir fiengen zugleich an, Arzneykunst zu studieren. Im Jahre zuvor hatten schon zwey andere angefangen. Es kamen endlich noch einige andere dazu, so daß der Haufen von fünf bis auf neun gestiegen war. Die Lehrer waren aber entwöhnet von dem Schulgeschäfte. Wir musten also mehrmal beym Rector Magnificus klagen, ehe wir sie sämtlich dahin brachten, wieder Collegien zu lesen. Sie musten durch Ermahnungen und ernstliche Drohungen hierzu gezwungen werden. Dessen ungeachtet gieng es damit äusserst sparsam zu, und war oft viertel Jahre lang Stillstand, und doch bey allem dem der Verlust nicht sonderlich. Die Lehrer waren geheimer Rath und erster Leibarzt Huber, ein unwissender Mann, der sich aber doch durch eine falsche Beredsamkeit, durch Urinbesehen, und etwas Charlatanerie zu jener Zeit zu Reichthum und Ehre zu bringen wuste. Hofrath und Leibarzt Vogelmann war sonst ein guter Mann nach altem Fusse, voll Vorurtheile und falscher Grundsätze aus dem vorigen Jahrhunderte. Er hat uns nicht selten amusiret, wenn er da recht in vollem Eifer über van Swieten, Haen, über die abgeschmackten Pursche, wie

er

er sie manchmal in der Hitze nannte, weil sie ihm seine Absorbentia verworfen hatten, schimpfete, und beynahe so völlig in der Laune eines Paracelsus perorirte. Hofrath und Leibarzt Ehlen hatte bessere Grundsätze, aber sein Vortrag war todt, gar nicht auffallend, narkotisch für Leib und Seele. Professor Rügamer wuste viel. Es lag aber alles in seinem Hirne durch einander. Er kam von einem ins andere, nie zum Ende. Er war enthusiastischer Vertheidiger von Hexen und Teufelskunst. Bey allen verworrenen Krankheiten entdeckte er fast was teuflisches. Er trat endlich seine Lehrstelle Herrn Senf ab, als dieser von Reisen zurück kam, und starb auf einem Dorfe als Wahnsinniger. Doktor Papius hatte Fähigkeit, eine gute Grundlage, war aber faul, liebte Jagd und Caffeehaus, und las äusserst selten ein Collegium. Er hatte eine starke Stimme, einen auffallenden deutlichen Vortrag, ward nach und nach fleissiger, und kam auch die letzten Jahre vor seinem Tode in gute Reputation. Herr Stang, ein Mann ohne ordentliche Sprache und ohne Studien demonstrirte die Anatomie, und machte ein rechtes Kauderwälsch.

Auf diese Art studierte ich bis ins vierte Jahr die Arzneykunst in Wirzburg. Ich schaffete mir manchmal ein neues Buch, wenn ich etwas Geld übrig behielt, studierte zu Hause. Ich nahm Lektionen in französischer, italiänischer und englischer Sprache. Ich hatte aber auch da das Unglück schlechte Meister zu bekommen, und schien überhaupt von Kindheit an dazu verdammet zu seyn. Denn auch mein Tanzmeister und Fechtmeister war vielleicht der schlechteste, den es damals in Deutschland gab.

Ich hatte nun immer so viel Selbsterkenntniß, daß ich wohl einsah, daß ich noch fast gar nichts gelernet hatte. Ich fühlte innere Sehnsucht nach besserem Unterrichte, und grämete mich oft heimlich darüber. Ich fassete den festen Entschluß, nach Wien zu gehen. Mein Vater war es zufrieden, hielt mich aber am Ende aus übertriebener Sorgfalt für meine Gesundheit zurück. Die Menge der Kosten, die ich ihm schon gemacht hatte, und noch machen konnte, mag ihm aber auch im Wege gewesen seyn. Ich war von der Philosophie an gerechnet, sechs Jahre in Wirzburg, war an liederliche Gesellschafter

gekommen, und hatte viel Geld verzehrt. Noch zwey Brüder studierten, und Schwestern waren zu ihrer Erziehung im Kloster. Denn mein Vater hat mehr an seine Kinder gewendet, als es manche Vornehme pflegen. Nur wußte er just nicht gute Plane zur Erziehung oder zum Studieren zu treffen.

Im Jahre 1764 ließ ich mich examiniren, und defendirte, wurde, wie es zu jener Zeit der Gebrauch war, Licentiat, am 15. des Aprilmonats. Aus Mangel der Collegien gieng ich fleissig in die öffentliche Bibliothek, und war fast allzeit der einzige Lesende in selbiger. Ich las medizinische Werke, und schrieb meine Dissertation zusammen: an et in quibus Medicus Naturae Minister, Natura Medicatrix? Ich vertheidigte sie unter dem Vorsitze des seligen Papius, blieb hierauf noch einige Zeit in Wirzburg, und wußte nicht, was ich nun weiter anfangen sollte.

Wo haben Sie studiert? Waren Sie in Göttingen? — So hat man mich meine ganze Lebenszeit viele hundertmal gefragt, und eben so

so oft in Verlegenheit gesezt. Es fiel mir immer schwer auf die Brust. Zu Wirzburg, sagte ich mit gebrochner Stimme. Ob ich nun wohl kein Wort von dem sagte, was ich hier unter uns von meinen seligen Lehrern erzählet habe, so rümpfte man doch immer die Nase, wenn ich nur Wirzburg genennet hatte, und sah mir mit herabsinkendem Blicke vom Kopfe auf die Füsse, und wandte sich, welches meistens der Fall war, von mir ab. Von der Zeit an habe ich allen Studierenden aus Leibeskräften gerathen, wenn es nur irgend möglich wäre, nach Göttingen zu gehen.

Bis ins zweyte Jahr, wo ich Medizin studierte, hatte ich noch nicht das Herz gehabt, einem Mädchen meine Liebe zu erkennen zu geben, viel weniger einen Kuß zu wagen. Gott weiß es, daß ich auch in späterer Zeit beym schönen Geschlechte fast immer so ein furchtsamer Haas gewesen bin. Ich hatte nicht soviel Eigenliebe, daß ich glaubte, bey meinem irregulären Körper einer Schönen Liebe einflößen zu können, und hatte auch wieder zu viel Stolz, als daß ich als verliebter Geck ins Lächerliche fallen wollte. Es

kann sich also auch keine Schöne in der Welt rühmen, daß sie mir ihre Liebe versaget habe. Nie warb ich darum, wenn ich nicht vorher ganz in der Avantage war, obschon ich auch in der Stille mein Herz für so manche in Bereitschaft hielt.

Auch bis dahin, wo ich noch nicht geliebet hatte, war mir auch die onanitische Sünde nicht bekannt geworden. Ich war also in allem Betracht ein keuscher Jüngling. Als ich die Physick studierte und zur Reife gekommen war, konnte ich noch nicht begreifen, was das seyn möchte, welches einem im Traume mit Wollust entgieng. Aber nun reizte mich das Beyspiel anderer, und mein warmes Temperament zum andern Geschlechte. Meine nachherige Frau mochte Mitleid mit mir haben, zeigte mir Zuneigung. Wir liebten uns, zankten uns manchmal wie Liebende zanken, bestelleten uns da und dort hin, waren einander treu wie Felsen. Es kam endlich ganz zum Ernste, und endigte sich wie alle Komödien mit Heyrathen. Leute die noch nie geliebet haben, werden hier immer ihre Sachen auf der unrechten Seite anpacken. Aus Liebe, Herzens-

zensgüte, und Redlichkeit ließ ich mich, da wir uns nun trennen mußten, zu aller Sicherheit in Geheim kopuliren. Sie mußte auf einem einsamen Hofe leben, die Zeit abwarten: ich mußte noch für ledig paßiren, und erst in der Welt Versorgung suchen.

Ich warb indessen um ein sehr geringes Physikat zu Heidenfeld im Wirzburgischen. Ich wurde von einer Zeit zur andern vertröstet, und konnte doch nie zur positiven Entscheidung kommen. Es wurde mir endlich, ich weis noch nicht in welcher Absicht, vom Kabinetsreferendär gerathen, einstweilen nach Heidenfeld zu ziehen, und zu praktiziren. Ich zog hin, brachte es endlich auch so weit, daß die Vornehmsten in der Stadt mir schriftliche Zeugnisse gaben, und mich verlangten. Doch konnte ich nie zu meinem Zwecke gelangen. Man sagte mir lang hernach, daß ich dem Fürsten, der vielleicht keinen halben Zoll größer war als ich, wäre zu klein gewesen. Dort hatte es just nichts zu sagen, daß ich nicht in Göttingen gewesen war, aber zu klein ist halt auch ein Fehler.

Ich reisete in meiner Unruhe im Herbste nach Haus. Ich war zu Brückenau bey meinem Oheim

auf dem Kirchweihfeste. Es war dort Oberamtmann Herr von Maierhofen, nachher Vicedom zu Fuld, ein Mann von Geist und Einsicht. Er war krank geworden, hatte ein sehr starkes allgemeines rheumatisches Fieber. Es war kein Arzt im Orte. Ich ward gerufen, geprüft. Ich taufete die Krankheit, bekam Zutrauen, und machte meine Sache so gut ich konnte. Ich war glücklich in der Heilart gewesen. Hierauf wurde ich dem Fürsten von Fuld empfohlen, und bekam am zwölften November 1764 von diesem besten Fürsten das Dekret als Amts- und Brunnen-Physikus zu Brückenau.

Mein äußerstes Anliegen war nun das Geschäft wegen meiner Heyrath. Ich grämete mich halb zu todt. Ich wußte nicht, wie ich meine Sache anfangen, und wem ich sie anvertrauen sollte. Ich reisete im folgenden Jahre fort, als wenn ich auf Freyerey gieng, ließ mich als Bräutigam von der Kanzel verkündigen, brachte hierauf meine Frau mit, und machte überhaupt meine Sache so gut, daß es am Ende auf allen Seiten gefehlet war.

Meine Frau war arm. Gegen den Willen meines Vaters war alles geschehen; von ihm konnte ich also keine Beyhülfe verlangen. Das Physikat war zu jener Zeit sehr gering, der Kurort ganz unbedeutend. Ich hatte also einige Jahre in meinem heiligen Ehestande die kümmerlichste Noth. Drey Jahre hatte ich von meiner Frau entfernet gelebet, war treu gewesen, so wie es noch kein junger Mann in Entfernung von seiner lieben Hälfte gewesen seyn mag, so lange die Sonne scheint. Dessen ungeachtet wurde uns nun der liebe Ehestand bey unserer Zusammenkunft so sehr verbittert. Fast hätte ich auf den bösen Gedanken kommen können, daß die Tugend der ehelichen Treue weiter keinen Segen bringe. Wenigstens bin ich nachher, wo man, wie sich jene Frau ausdrückte, die Sache nicht allzeit am Schnürchen hat, immer noch glücklicher gewesen.

Meine Frau war älter als ich. Sie ist just nicht ganz nach dem bon ton geformet, hat aber Menschenverstand, hat ein ehrliches treues Herz, und liebte mich wahrhaft. Gewiß war ich ihr auch immer gut, liebte sie, und schäzte sie über

einen Haufen Weiber, die sich besser dünkten. Ich war immer zu jähzornig, zu aufbrausend; sie aber auch etwas hart auf ihrem Sinne, dann gab es freilich auch manchmal häusliche Stürme, die aber doch immer glücklich vorüber giengen. Sie war haushältisch, ich verschenkte mehr als es schicklich war. Und so gab es unter uns noch manchen Contrast. Da geschah es dann auch manchmal, daß wir einige Zeit herumgiengen, uns liebten, es aber einander nicht merken liessen. Wirklich in allem Ernste sehne ich mich nun nach dem Zeitpunkte, wo ich wieder mit ihr leben kann. Alsdenn würde mein Vergnügen dahier in Petersburg, wo ich dermal diese Bogen zusammenschreibe, vollkommen seyn. Dieses wäre nun ungefehr die Schilderung der rechtschaffenen Frau in deren Gesellschaft ich so viel Gutes und Böses erlebet und glücklich ertragen habe. Wirklich war sie nie mutlos bey Widerwärtigkeiten, wuste mich selber zur Standhaftigkeit aufzumuntern und zu trösten.

Das Leben eines studierten Mannes ist immer ein unseliges Ding. In der Jugend muß man mit Kummer ringen, bekömmt gemeiniglich nur

ein

ein Dienstchen, welches eine viertels Mannes Nahrung ist. Endlich arbeitet man sich durch sauren Fleiß oder ungefehre Zufälle empor, und wird nach und nach in bessern Stand gesezt: aber dann ist gemeiniglich schon Gesundheit und Körper abgenüzt. Geschäfte werden vielmal noch häufiger oder wichtiger, als sie vorher waren. Thätigkeit, Eifer, Kräfte, Lust, Mut, alles hat unterdessen abgenommen. Wie viele giebt es noch, denen es gar nicht gelingt, sich so weit zu schwingen; bey welchen also Jugend und Alter in Elend, Unterdrückung, und Schwermut müssen vorüber gewälzet werden! — Eine Grille!

Ein Gelehrter, der nicht reich ist, hat beym Heyrathen immer von zweyen Unannehmlichkeiten eine zu erwarten. Ist er jung und schlecht versorgt, so wird ihm just nichts Sonderliches von Mädchen zu Theile werden; er muß alsdenn mit seiner Geliebten am Kummer nagen, wenn er bloß vom Dienste leben soll. Ist er älter geworden, und erst zu grösseren Ehren und einträglicherem Dienste gekommen, so heyrathet ihn das Mädchen blos des Ranges und der Versorgung wegen, und klagt hernach als Frau über

Langeweile bey ihm. Es liegt auch noch hierinnen ein Grund, warum so viele vornehmere Töchter (ich rede von der unadlichen Classe) ohne Männer bleiben. Einem jungen Manne, der weder Rang noch Einkünfte hat, giebt man die Tochter nicht. Er heyrathet unterdessen ein Mädchen, welches mit ihm vorlieb nimmt, schwingt sich endlich sammt ihr in die Höhe: oder er wartet im ledigen Stande ab, bis er seine Sache weiter gebracht hat, ist indessen alt geworden, an den Cölibat (das ist, an die Haushälterinn) gewöhnt, und hat nun den Entschluß gefasset, gar nicht zu heyrathen. Mädchen von besserem Stande, wenn sie der Gefahr, alte Jungfer zu werden, entgehen wollen, werden daher mit jungen Leuten, die eben noch keine grosse Männer sind, etwas Nachsicht haben, und sie heyrathen müssen, wenn sie nur halb eine Frau ernähren können. Nur das einzige müssen sie beobachten, und wohl überlegen, ob es ein Mann sey, aus welchem einstens was werden könne. Man sieht dieses an seinem Fleisse, an seinen Talenten und Wissenschaften. Ist nun dieses, so hat die geringe oder mittelmässige Frau immer die Hofnung, durch die Verdienste ihres Mannes zu höheren Stu-

fen

sen von Ehre und Vermögen zu gelangen. — Ein Rath für Mädchen, die einstens Weiber werden wollen!

Es ist immer auch eins der hauptsächlichen Vergnügen im Ehestande, wenn man gesunde schöne Kinder hat. Meine Frau hatte mich hierinnen vorzüglich glücklich gemacht. Ich hatte einen Jungen, von welchem ich schon im philosophischen Arzt erzählet habe, mit welchem Mute er sich in der Nacht mit einem vermeynten Teufel geprügelt hatte. Er kannte nicht was Furcht war, er war hitzig, lebhaft, sehr schön, stark, allzugutherzig, schenkte mehr weg als er hatte, wurde bald verliebt, welches dann seine Mutter nicht leiden wollte, worüber er endlich davon lief, Soldat wurde, und das Unglück hatte, sich als Cadet bey Ollmütz zur Exercirzeit zu erschiessen. Es war ein launiger Jung, der viel Fähigkeiten hatte, aber nie ein Gelehrter werden wollte. Er las viel in deutschen Büchern, sah da, wie immer einer den andern neckte und verunglimpfete. Ich sollte ein Gelehrter werden, und mich hernach in Büchern herumziehen lassen, sagte er? nein mit dem Degen will ichs ausmachen,

chen, wenn mich einer beleidiget. Nun bestand er drauf, Soldat zu werden. Ich ließ ihn Reiten, Fechten, Ingenieurkunst lernen. Er wartete aber die Zeit nicht ab, lief davon aus Verdruß wegen Liebe. Ausserdem habe ich eine schöne, gesunde, gutgeartete Tochter von vieler Fähigkeit und Lebhaftigkeit. Sie hat sich nun zur Ehe versprochen, weil sie schon nahe an funfzehn Jahren ist.

Als ich nun als Physikus in Brückenau lebte, und auch weiter noch keinem besseren Geschicke entgegen sah, gab ich mir mögliche Mühe den Kurort in die Höhe zu bringen. Freilich trug der wohlthätige Fürst durch Verwendung häufiger Kosten das meiste dazu bey. Es kamen nun nach und nach Gäste. Die Verschönerungen und Bequemlichkeiten am Kurorte nahmen jährlich zu, und ich trug hernach noch in der Entfernung mein Scherflein bey. Denn am ersten Hornung 1770 erhielt ich unvermuthet das Dekret als zweyter Leibarzt zu Fuld, dem Leibarzte, der mich zu jener Zeit nicht leiden mochte, und dem Fürsten zur Unzeit aufgekündiget hatte, zur Strafe. Ich wurde am achten April, da nun der gedachte

Leib=

Leibarzt aufs neue seine Dimision mit einer Pension verlangte und erhielt, Hofrath und Professor, alles mit sehr geringem Gehalte, und häufigem Neid und Feindschaft.

Ich erinnere mich noch, wie misvergnügt wir beyde, meine Frau und ich, beym Antritte dieser neuen Laufbahn waren, wie kümmerlich wir uns in unserer Wirthschaft behelfen musten. Ich bekam nun nach einigen Jahren den Ruf als Lehrer nach Lautern in die Pfalz. Ich nahm hier Gelegenheit meinem Fürsten meine dürftigen Umstände vorzubringen. Er gab mir Zusatz, ertheilte meinem Bruder ein Amt, und ich blieb nun gerne bey ihm. Es gab noch andere Gelegenheiten, wodurch sich mein Gehalt nach und nach verbesserte. Endlich bekam ich im Jahre 1783 bey der sehr schweren Krankheit des Fürsten zum neuen Jahre noch einen ansehnlichen Zusatz, und zu gleicher Zeit wegen der Krankheit des durchlauchtigsten Herzogen zu Meiningen auser einem grossen Geschenke noch eine jährliche Pension. Ich muß hier noch öffentlich rühmen, mit wie vieler Güte man mich bey diesem herzoglichen Hofe behandelt hat. Ich besuchte ihn jährlich einige-

einigemal, und zählete jenen Aufenthalt unter die vergnügtesten Zeitpunkte meines Lebens. Man kann nirgends wo freundschaftlicher aufgenommen werden. Da ich nun bey meiner Abreise aus Deutschland dem Hofe zu nichts mehr nütz werden konnte, so habe ich meine Pension mit ernstlichstem Danke resigniret. Ich war überhaupt die lezte Zeit völlig in den Stand gesezt in Deutschland ordentlich leben und noch was ersparen zu können. Ich hatte ausser dem auch beträchtlicheren practischen Verdienst. Ich habe aber alle diese meine Glückseligkeit im deutschen Reiche nicht lange genossen. Ich werde alles sagen, wie das zugegangen ist, wenn ich vorher noch einige andere Geschichtchen angebracht habe. Ich halte dafür, wer doch einmal angefangen hat, von sich selber zu erzählen, der soll entweder alles sagen, oder nichts, Eben just nicht so gar alles, wie Rousseau in seinen Confessionen, doch alles was man von ihm zu wissen verlangen kann.

In dem einsamen Brückenau hatte ich Winterszeit Musse genug zu studieren. Ich thate was ich konnte, konnte aber nicht alles was ich wollte. Es fehlte mir an nichts so sehr, als

an

an Geld und Büchern. Mein Gehalt samt practischem Verdienste, alles zusammen genommen, kam kaum auf zweyhundert rheinische Thaler. Dafür musten Kleider, Meubel, Nahrung geschaffet werden. Es mangelte also noch meinem Geiste und Körper auf allen Seiten. Bey allem dem muste ich hören, als ich nach Fuld kam, daß einige Männer von Stande, um mich als Arzt verdächtig zu machen, und mir etwas böses nachzusagen, mich einen Belletristen hiessen. Vielleicht kam es daher, daß ich in Brückenau etwas vom Kurorte schrieb, welches nicht ganz im Protocollstyl abgefasset war, oder weil ich dort manchmal einige Sinngedichte, Brunnenlieder, einige mutwillige Gelegenheitsgedichtchen gemacht hatte. Ich machte sie ohne alle Anweisung zur Dichtkunst. So gering sie auch seyn mochten, so war doch damals im ganzen Lande keiner, der es besser konnte. In Fuld so wie im ganzen katolischen Deutschlande war noch wenig Liebe zu zu schönen Wissenschaften. Hier und dort fieng einer an, in Gellert oder Rabener zu blättern. Um wieder auf meine Dichtkunst zu kommen, so muß ich auch erzählen, daß ich einstens ein Compendium von geistlichen Liedern verfertiget habe,

die

die soviel ich mich noch erinnern kann, wirklich nicht übel gerathen waren. Ich fand nachher keine Lust mehr an deutschen Gedichten, und warf so auch meine eigene Arbeit unter alte Papiere. Ich muß doch hier eine einzige Probe hersetzen, die ich noch ganz allein wieder gefunden, und 1768 verfertiget habe. Ich habe dieses Ding zwar vor mehreren Jahren einigen mitgetheilet. Ich zweifle aber doch, ob es öffentlich ist bekannt geworden. Voraus muß ich alle Doktoren und Doktoranden um Vergebung bitten. Sie müssen denken, es ist ein Gedicht, und zwar ein Gedicht von einem Naturalisten. So nennte ja Bahrd die Ungelernten.

Der Docktor.

Apoll der Fürst der Musen
Der Fürst vom Weisheits Thron
War einstens sehr geschäftig
Auf seinem Helikon.

Dort schuff er edle Künsten
Die keiner schätzen kann.
Er sprach: getreue Musen,
Nehmt euch der Künstler an.

Die schlauen Töchter fragten:
Ist denn kein Lohn bedingt
Für jenen, der durch Fleisse
Sich über andre schwingt?

Es schien den Gott der Künsten
Der Musen Sorg zu freun.
Er sprach: ich will ihn lohnen,
Er soll ein Docktor seyn.

Die Töchter fragten weiter:
Und strafst du jenen nicht,
Der Dich und Uns verachtet,
Nur dumme Possen spricht?

Er sprach, ihr schönen Kinder!
Ich find auch dies für gut.
Gebt ihm die Narrenkappen,
Dem Docktor einen Hut.

So ist bey diesen beyden
Der Unterschied gemacht.
Der Docktor sey geehret,
Und nur der Narr verlacht.

Merkur ward beygeruffen,
Ihm sagt der Musengott:
Geh, mache Hüt zur Ehre,
Und Kappen blos zum Spott.

Der Docktor den wir lieben
Sey mit dem Hut geziert.
Dem Narrn gieb seine Kappen,
Die ihm nur Hohn gebiert.

Merkur gieng nach Befehle,
Er lächelte und gieng.
Er dachte: Narr und Docktor
Zwey wunderliche Ding!

Von Wachs hat er gebildet
Die Kappen und die Hüt.
Er legt sie unbedachtsam
Hin, wo die Sonne glüht.

O Unglück! Hüt und Kappen
Zerschmolzen bald zum Brey.
Merkur nahm diese Masse
Und bildete aufs Neu'.

Er machte wieder Hüte,
Jedoch versteht es sich,
Daß von dem Teig der Kappen
Auch was mit unterschlich.

Hieraus nun mag es kommen,
Daß izt noch Leute sind,
Die glauben, daß am Docktor
Man auch was Närr'sches sind.

Wenn man so anfängt, sich um einige Reputation beym Publikum zu bewerben, so ist einem alles willkommen, was nur einigen Beweis von unserer Hochachtung bey Auswärtigen giebt. So ist es mit der Aufnahme in gelehrte Gesellschaften, und mit anderen Ehrentiteln. Ist man aber einmal seiner Sache etwas sicherer, so vergißt man alle diese Ehrentitel, sucht keine fernere, wenn sie nicht just unser Steckenpferd sind, und man verschweigt noch jene, die man bereits vor längerer Zeit erhalten hat. Ungefehr so hängt der alte Minister, der nun auf seinem Landgute in Ruhe lebt, seine Ordenszeichen an die Wand, und denkt nicht mehr daran, daß er sich einstens bey seinem ersten Auftritte am Hofe grosse Stücke auf diesen Glanz eingebildet habe. Ich ward von einigen gelehrten Gesellschaften zum Mitgliede ernannt. Ich muste dieses alles bey Ausgabe eines meiner ersten Werkchen, meiner lateinisch geschriebenen Beobachtungen, auf Zudringen des Verlegers pleno Titulo hinsetzen, und habe in der Folge nie wieder Gebrauch davon gemacht. Nämlich im Jahre 1770 erhielt ich das Diplom als Mitglied bey der kaiserlichen Academia Naturae Curiosorum. Eben auch

in

in diesem Jahre wurde ich von der Churmainzischen Gesellschaft nützlicher Wissenschaften zu Erfurt, und 1772 von der Churpfälzischen ökonomischen Gesellschaft zum Mitgliede aufgenommen.

Ich war kaum einige Jahre in Fuld, so fieng ich an, die unseligste Nervenkrankheit zu bekommen. Ich habe hiervon schon in meinen anderen Schriften genug gesagt. Es ist aber doch ein nöthiger Umstand, der auf mein künftiges Betragen, auf die Art mich in Gesellschaften zu produziren und zu verhalten, ungemein viel Einfluß hatte. Ich suchte diese Anfälle immer zu verbergen, ward bös darüber, wenn ich glaubte, daß man sie bemerket hätte, und bekam sie ärger. Am Tische suchte ich mir mit Weine zu helfen; ausser dem Tische gab es Grimassen, Züge in Augen, Lippen, Unruhe im Körper, in Geberden. Ich nahm Toback, ich schneuzte mich. Gott! welche hundert Bewegungen und Hülfsmittel nahm ich zu Hülfe, um mein Leiden nur etwas zu verbergen. Welche Marter, wenn mich da ein unangenehmer Gast fein lange in solcher Unruhe erhielt. Bey argen Anfällen waren mir sogar meine Angehörigen zuwider. Dem Himmel sey es gedankt, daß dieses Uebel nun ge-

lindert ist, oder sich durch mässiges Leben lindern läßt! Dieses war auch noch eine Quelle meiner Schüchternheit: oder man hielt mich oft für embarrassirt, da es bey mir nichts als Unruhe von Nerven oder besser zu sagen, vom Magen war. Die Ursachen warum ich dazu gekommen bin, sind ungefehr folgende: häufiges Aderlassen, ganz unmässiges Aderlassen, wozu mich ein närrischer Professor beredete, um nicht Blutspeyen oder Schlagfluß zu bekommen; die Hofkost, Kummer, Sorge, Studieren, Angst und Furcht bey gefährlichen Patienten. Meinetwegen mag man auch auf Venus, Bachus, einigen Antheil der Ursache wälzen. Genug, daß ich so viele Jahre lang mehr gelitten habe, als ich hier beschreiben kann, und daß mich diese Nervenunruhe zuweilen auch noch in so manche Verlegenheit sezt. Wunderlich war es, daß ich bey allem dem ziemlich Muskelkraft behielt, wiewohl ich sie auch nach jedem Nervenanfalle etwas geschwächet fand. Ich konnte es in körperlichen Uebungen Troz vielen aushalten, wenn sich nicht Schwindel, Beängstigung oder andere Nervenunruhe ins Spiel mischeten.

Was thut man nicht aus Mismut, sagte jenes Mädchen, als man es fragte, wie es zu einem Kinde gekommen sey. Was thut man nicht aus Mismut, sagte ich, als man mir sagte: wie hat es ihnen einfallen können, in einem erzkatolischen Lande so ein Ding, wie der philosophische Arzt ist, auf die Welt zu bringen? Ich war mismütig, misvergnügt, kränklich, fand noch bloß Vergnügen an Lesen, Denken, Schreiben, so lang es mir meine quälende Beängstigungen, Schwindel, und Herzensstösse gestatteten. Ich ruhete bey solchen Anfällen aus, suchte mich zu erholen, studierte wieder, bis ich meine Anfälle wieder bekam. In solchen Schmerzen und Aengsten sind alle meine Geburten zur Welt gekommen. Doch fand ich immer wieder bey ruhigen Augenblicken am Denken und Schreiben Wollust.

Ungefehr gegen das Jahr 1773 fieng ich erst an, den Rest der von meiner Muhme erhaltenen Erziehung ganz abzuschütteln. Ich wurde überhaupt vollkommen Zweifler, war mistrauisch, und wollte bey allem Ueberzeugung haben. Ich fand, daß wir durchaus destomehr in Irrthum

und Vorurtheilen aufwachsen, jemehr an unserer Erziehung gekünstelt wird. Mit Erstaunen und inniger Lust hörte ich manchmal ein noch unerzogenes Kind die uns heiligsten Wahrheiten rund hinweg läugnen, weil sie ihm unbegreiflich und gar nicht natürlich waren. Wenn wir nicht werden wie die Kinder, dachte ich, so werden wir nie zum Tempel der Wahrheit gelangen. Wie traurig ward ich, da ich mich alle Tage mehr überzeugte, daß unser Leben so beschaffen sey, daß man die eine Hälfte dazu anwenden muß, das wieder zu vergessen, was man in der anderen Hälfte gelernet hat. Alle Tage bestrebte ich mich Lehren und Grundsätze zu vergessen, und schämte mich, daß ich sie einmal angenommen hatte. Kein Mensch war so dick in Vorurtheilen und Finsterniß aufgezogen als ich. Ausserdem, daß ich in Hammelburg oft selber die Kerzen gehalten, Amen und et cum Spirito tuo gesagt habe, wenn ein Franziskaner eine Behexte oder Besessene in der Arbeit hatte, so war gewiß auch sonst keine Gattung von Aberglauben und Vorurtheile, die man mir nicht fest in Herz und Kopf gepflanzet hatte. Und mit meiner lieben heilsamen Kunst sah es nicht viel besser aus. Wer eins aus

dem

dem anderen zu schliessen weis, wird mir vielleicht, da ich die Geschichte meiner Studien erzählete, nicht viel besseres zugetrauet haben. Und leider lernte man auch auf Universitäten, die weit prächtiger klingen als Wirzburg, besonders um jene Zeit, nicht viel besseres, aus gelehrten Schriftstellern manchmal nicht viel besseres. Im Ganzen lag nun ungefehr folgendes Glaubensbekenntniß in meinem Herzen: Ich glaube alles, was wahr ist, und vermuthe sehr wahrscheinlich, daß das meiste, was man mich bisher hat glauben gemacht, platte Unwahrheit ist.

Freilich gieng es wohl leichter an, in der Medizin zu zweifeln, alte Lehren abzuschütteln, sie lächerlich zu machen, oder über den Haufen zu werfen. Es haftet dort kein Bann, kein Scheiterhaufen darauf. Das ärgste was man zu besorgen hat, ist, daß man sich mit einigen Halsstarrigen im Federkriege herumduelliren muß. Aber in Religionssachen ist es ganz ein anderes Ding. Da ist es nicht erlaubt zu denken, zu zweifeln, zu läugnen, wenn man nicht ausgepeitschet, verbrennt oder wenigstens ewig ins

hölliſche Feuer will verwieſen ſeyn. Das allerſchlimmſte iſt noch, wenn ſich jemand ſoweit vergißt, etwa gar einen geiſtlichen Orden oder ſonſt eine Ehrwürdigkeit anzutaſten. Alsdenn hat man die ſchlimmſte Sache auf der Welt. Denn wer eine Geiſtlichkeit angreift, der hat Gott, den Staat, die Religion, die Engeln und den Teufel beleidiget. Alles dieſes wiſſen ſie geſchwind unter einander zu miſchen. Es iſt ja noch immer ſo auf dieſer beſten Welt geweſen:

Qui mepriſe *Cotin* n' eſtime point ſon Roi
Et n'a ſelon *Cotin* ni Dieu, ni foi, ni loi.

Für einen unbefangenen Zuſchauer war es eine Luſt zu beobachten, wie ſich bey erſter Erſcheinung des philoſophiſchen Arztes nach und nach Wolken bildeten, zuſammenzogen und endlich in das abſcheulichſte Donnerwetter ausbrachen. Iſt denn kein Donnerkeil mehr am Himmel, ſchrie ein Bettelmönch von der Hauptkanzel, der herunterſchieſſet, ſo eine gottloſe Kreatur in den Boden zu ſtürzen? — Armer Major! — armer Philoſoph, wie wirſt du aus dem Handel kommen?

men? In allen Kirchen wurde über den abscheulichen Freigeist geprediget: der Pöbel wurde aufgehezt, drohte Insolenzen. Ich war wie von der Gemeinde verstossen. Freunde und Freundinnen weinten aus Mitleid für mich und meine arme Seele: andere halfen treflich dazu, einen Scheiterhaufen vorzubereiten. Es herrschte einmal ein hitziges Fieber zu Abdera, welches sich, so viel ich mich erinnere, am siebenten Tage endigte, aber die Leute, die daran gelitten hatten, in Komödianten umänderte. Das konnte nun weiter niemand viel schaden, sondern diente noch zum Amüsement. Aber bey uns war es ganz was anderes. Denn nach jedem Klosterfeste (Rausch ist ja auch ein Fieber) lärmeten die Herren aufs neue wie rasend. Oder sie gehörten unter jene ausgepfiffene Trauerspieler, die da coram Populo erwürgen oder verbrennen wollten. Mir greuelte immer vor jedem Colloquium; ich wußte gewiß, daß bald hierauf wieder aufs neue um exemplarische Züchtigung des gottlosen Freigeistes sollicitiret würde. Das geringste war die Landsverweisung. Er muß im Elende verschmachten, sagten die Versöhner mit Gott, er muß verhungern, dies sey seine Strafe, wie seines

Freun-

Freundes Helvets. (Das wußten sie nun freilich nicht besser). Auch meine Freunde scheuten sich mit mir zu gehen, neben mir zu sitzen. Man verfolgte jene, die nur irgend einmal mit mir besondern Umgang gehabt hatten. Es entstand Inquisition. Ein alberner halb wahnsinniger Mönch P. Sch. war die Hauptperson. Man zitirte meine Zöglinge, man visitirte einigen die Bücher, nahm alles weg, was französisch, oder von Protestanten war, z. B. einem meiner Freunde nahm man Gellert, Hallers Gedichte, und alles Französische weg, und suspendirte ihn von seinem Dienste. Und so wurde denn auf allen Seiten fortgeraset.

Ich hatte bey allem Lerm die einzige Hauptunruhe nur dadurch, weil mein guter Fürst hierbey auf möglichst ungestüme Art behelliget, und immer beunruhiget wurde. Um doch etwas in der Sache zu thuen, ließ er ein geschärftes Bücherverbott ergehen, wo der philosophische Arzt bey funfzig Thalern Strafe verbotten wurde. Vorhin war schon von der Inquisition ein Befehl in die Schulen der Studenten ergangen, daß der Student, welcher den philosophischen Arzt besässe,

fässe, excludiret seyn, und der Anzeiger einen Dukaten haben sollte.

All dieser Lerm entstand sogleich auf Entstehung des ersten Theils. Aber eben auch in diesem Theile war es den Kaputzen zu sehr an das Heiligthum gegriffen. Zu meiner Bekehrung mag aber diese Art der Sanftmut nichts beygetragen haben. Ich bestärkte mich fast meistens in meinen Meynungen, lieferte beynahe jede Messe noch einen Theil nach dem anderen. Was mich noch ärgert, ist, daß ich es mit einigen Journalen aufgenommen habe. Es geschah aber bloß daher, weil jedes auswärtige Journal, welches wider mich war, von meinen Feinden als Beweis und Urkunde ad acta genommen wurde. Einer dieser Männer hat noch spät seine Sünden bereut, und die Briefe gezeigt, worinnen man ihn aufgefordert hatte, mich recht lebhaft zu attaquiren. Reichs-Fiscale, und alles mögliche wurde von den Dienern Gottes zu meiner Zernichtung aufgefordert.

Die Zeit, die so vieles ändert, hat auch in diesem Stücke sehr viel gewirkt. Der gemeine

Mann

Mann, von welchen mancher lieber sterben, als sich von mir kuriren lassen wollte, lernte mich endlich besser kennen, bekam Lieb und Zutrauen zu mir, vielleicht mehr, als sich irgend ein Arzt in einem Lande rühmen kann. Noch eins darf nicht vergessen werden, daß zu jener Zeit auch alle Teufel in Besessenen es mit mir zu thun hatten, über mich schimpfeten, mich erwürgen wollten, und dabey gegen ihr eigen Interesse auf alle Weise zu erkennen gaben, daß es dumme Teufel waren. Einer von diesen bösen Kerls wurde noch im Jahre 1775 zu Fuld im Spital von eines Mädchens Leib aus zum Fenster hinaus getrieben. Ich habe mir damals aus geführten Protokollen erbauliche Aneckdötchen gesammelt. Auch das Unheil bey Gaßners Teufeln wurde noch mir großen Theils zur Last gelegt. Was doch oft ein einziger Mensch, der die Lehren seiner Muhme vergißt, in der Welt für Böses stiften kann!

Ich bitte aber hier jeden katolischen Franken, Rheinströhmer, Donauer, Westphälinger oder Schwaben, bey dieser Geschichte etwa nicht die Nase zu rümpfen, und sich über mein Vater-

land

land lustig zu machen, oder sich klüger und besser zu dünken, besonders wenn er sich in jene Jahre zurück denkt, wo diese Auftritte geschehen sind. Ich kann mir es selber mathematisch demonstriren, daß ich in jedem anderen katolischen Lande noch weit schlimmer würde davon gekommen seyn. Selbst der ehrliche Faustin *) würde mir dieses Zeugniß geben. Gewiß ist man, was Toleranz Freiheit, vielleicht auch Aufklärung betrift, in Fuld verhältnißmäßig immer soweit, als irgendwo andere Katoliken sind **). Ich gestehe es auch gerne, daß es nicht bescheiden und nicht überlegt genug war, so ein Ding in einem katolischen, wohl auch in einem protestantischen Lande zu gebären. Aber was thut man nicht aus Mißmut, hat das Mädchen gesagt. Ich habe nun das Glück, als freier Mensch in einem Staate zu leben, wo man den Geistlichen keine unumschränkte Gewalt einräumt, wo ihre ganze Verfassung zur Dultung, Vermeidung aller polemischen Zänkereyen und zur Bescheidenheit abgemessen

*) Philosophisches Jahrhundert.

**) Will freilich im Ganzen noch sehr wenig sagen.

sen ist. An einem solchen sicheren Standorte sieht man am ehesten die Gefahr, in der man vorher gewesen ist, ungefehr wie der Seefahrer, der aus dem stürmischen Meere glücklich in den Hafen eingeloffen ist.

Wie bin ich so froh, daß mein Mann nicht schreiben kann, sagte eines Professors Frau, als sie sah, daß über mein Schreiben so großer Lerm entstand. — Freilich ist dieses auch eine sehr zuverläßige Gattung von Sicherheit.

Ich habe aber in Fuld noch mehr gethan, als Kranke besorgt, und philosophischen Arzt geschrieben. Ich bin auch Professor gewesen, habe Kalender geschrieben, bin aber auch bald wieder von beyden abgekommen. Es wird gleich erzählet seyn, wie dieses alles geschehen ist.

Ich fieng in den siebenziger Jahren an, sechs Jahre lang die Materie zu den Kalendern zu liefern. Jeder fuldische Unterthan war gezwungen einen Kalender zu nehmen, der ihm sehr wohlfeil gegeben wurde. Ich hatte bey Verkauf und Ertrag keinen Antheil. Aber dieser

Weg schien mir allzubequemlich, dem Landmanne Wahrheiten beyzubringen. Ich musterte das Aderlaßmännchen, die Wetterprophezeihungen, und andere unnütze Dinge aus, schrieb dagegen populäre Abhandlungen aus der Landwirthschaft, Anweisungen für die Gesundheit, und bekämpfte besonders Aberglauben, Hexen, Gespenster. Herr Zwirlein hat die meisten dieser Aufsätze in der Herausgabe meiner vermischten Schriften gesammelt und herausgegeben. Diese Arbeit war äusserst auffallend. Im Anfange sträubten sich die Bauern und schimpfeten überlaut über den dummen Kalendermacher. In einem Dorfe, wo in der Nähe ein Kloster ist, trugen die Bauern ihre Kalender, als gottloses Zeug zusammen, und verbrannten sie auf einem Scheiterhaufen. Sie gewöhneten sich aber nach und nach daran, lasen sie endlich gerne. Ich gab aber gähling diese Arbeit auf, da ich wegen dem philosophischen Arzte so gewaltig in der Hitze war. Da hörte ich nun auf einmal auf, Kalendermacher zu seyn.

Professor bin ich auch gewesen. Ich war noch kein Jahr in Fuld, als der erstere Leibarzt

abdankte, und sich eine geringe Pension bedung. Hierbey gab es einige Veränderungen, da er verschiedene Dienstchen hatte. Mir ist weiter nichts, als die zweyte Lehrstelle bey der medizinischen Facultät, die damals nur hundert Gulden eintrug, endlich auf 150 verbessert wurde, zu Theil geworden. Ich gab mir viele Mühe mit den Lernenden. Ich darf es ohne Eigenliebe sagen, ich war der fleissigste Lehrer, und die Schüler liebten mich, da ich mit Leib und Seele erkläre, wenn ich was zu sagen weis. Im Sommer hielt sich der Fürst eine halbe Meile von Fuld auf einem Lustschlosse auf, wo er auch einige Winter blieb. Ich ritt also fleissig in die Stadt, las mein Collegium. Nun fielen da oft Universitätsfeste vor, wo man mit dem Docktors Mantel auf die Wache zieht, entweder in solcher Parade in Aula sizt, etwas albernes anzuhören, oder in die Messe geht, z. B. bey Promotionen, Seelämtern für verstorbene Professoren, bey Renovationen, Wahlen u. d. g. Mir war das Geschäft eines Lehrers wichtig, aber nicht diese Nebenpossen. Ich betrachtete diese Tage als Ruhetage für mich, wo ich nicht nöthig hatte

nach

nach Fuld zu reiten, oder wo ich weit was beſſeres thun konnte. Aber bey unſeren wichtigen Univerſitätsmännern war die Sache ganz anderſt. Es liefen ja ſelbſt ihre Weiber in die Kirche oder auf die Straſſe, um zu ſehen, wie ſchön der Mann durch den Docktorsmantel gezieret war. Es gab unter ihnen Lehrer, die Jahrenweis kein Collegium hielten, aber doch fleiſſig zu ſolchen Univerſitätshannswurſtereyen giengen. Dies waren die Männer nach unſerem Fuſſe. Niemand ſprach ein Wörtchen dagegen. Aber über mich armen Sünder wurde eine Seſſion nach der andern gehalten, beſonders da ich einſtens zu einem ſolchen Ackte nicht gekommen war, wo jeder Profeſſor (welches jährlich geſchieht) muß Glaubensbekenntniß ablegen und Juramente ſchwören. Um alſo aller Chikane ein End zu machen, legte ich meine Lehrſtelle nieder, wofür mich hernach mein Fürſt ſchadlos hielt. Man muß hier bemerken, daß die theologiſche und philoſophiſche Facultät von Mönchen beſetzet ſind. Mönchen machen alſo das Haupt-Corpus aus, und dirigiren die Univerſität. Der übrige Reſt von Profeſſoren beſteht ziemlichen Theils aus

Leuten, die sich alles gefallen lassen, oder gefallen lassen müssen. Oder es waren zum Theile boshafte kleingeistige Kerls, die mit caballirten. Von einer solchen Universitätsverfassung wird man freilich anderwärts keine Idee haben: aber es giebt dort wieder andere Gebrechen, die eben so abscheulich sind. Caballe, Handwerksneid, Pedanterey lassen nirgendwo einen Lehrer, der ein ehrlicher Mann und natürlicher Mensch ist, in Ruhe.

Den Zöglingen war mein Verlust am empfindlichsten. Ich lehre sehr gerne, aber nur bey Köpfen, wo Fähigkeit und Eifer ist. Nun hieng es von mir ab, mich mit einem Zöglinge abzugeben, wo und wann ich wollte. Ich wählte mir daher meistens in den Jahren, wo ich nicht mehr zur löblichen Heerde der öffentlichen Professoren gehörte, einen oder zween aus, gab ihnen zuweilen aus Mitleid und ohnentgeltlich Collegien, half ihnen sonst, so viel es in meinen Kräften war. Ich glaubte für das gemeine Beste nichts nützlicheres leisten zu können, als wenn ich zu Bildung junger Aerzte mein Möglichstes thäte.

Man

Man sieht aus allem, daß es gewisse Menschen gab, die ihre ganze Thatkraft dazu anwendeten, mich ihre boshaften Tücke fühlen zu lassen. Ich war aber auch, wenn ich die Wahrheit gestehen soll, bey manchen selber Schuld daran. Ueberall griff ich Aberglauben, Unsinn, Vorurtheile, Ungerechtigkeit, Thorheiten mit der mir angebornen Freimütigkeit an. Ein vornehmer Narr war in meinem Sinne, etwa den glänzenden Rock ausgenommen, nicht mehr nicht weniger als gerade jeder anderer Narr. Nie konnte ich kriechend, nie zudringlich seyn, nie die mir so kostbare Zeit albernem Courmachen aufopfern. Ich gieng zwar nie darauf aus, einem Menschen Verdruß oder irgend was Unangenehmes zu erweisen; so bald ich aber einen Dritten durch Unbilligkeit unterdrücket sah, so war es mir unmöglich, nicht laut zu sagen, daß es Unbilligkeit wäre. Uebrigens bekümmerte ich mich um nichts, betrug mich immer als ein Mensch, an dem weiter nichts mehr zu verderben wäre, oder bey welchem bereits alles geschehen und überstanden war, was man hatte ausüben können.

Indessen war doch der grosse Haufen des Publikums von mir überzeugt, daß ich Billigkeit und Rechtschaffenheit vertheidigte: und der grosse Haufen ließ mir endlich Liebe, Freundschaft und Achtung widerfahren, vielleicht mehr, als ich verdienet hatte. Und ich denke doch immer, das Publikum hat eine gute Nase, läßt sich nicht lange täuschen, merkt bald, ob man Gutes oder Böses thut; es lobt oder tadelt so wie es bey uns schöne oder schlechte Handlungen wahrgenommen hat. Was konnte für mich schmeichelhafter seyn, als da Damen, und Arme bey Bekanntwerdung meines Entschlusses zur Abreise Thränen vergossen, da der grosse Theil des Publikums in gewisser Bewegung war, da ich von Nachbarn und Landsleuten Briefe über Briefe bekam, da Grosse und Kleine ihren Unwillen oder Antheil zu erkennen gaben. Wären Sie jezt gestorben, schrieb mir noch einer meiner Freunden nach, so spräche nun jedermann Gutes von Ihnen: da Sie aber nur das Vaterland verlassen haben, so giebt es freilich auch manche, die darüber schimpfen und lermen.

Ich hoffe und wünsche nicht, daß unter meinen Lesern auch Aerzte seyn werden. Was soll sie das helfen, wenn sie da wissen, wo ich geboren bin, wo ich gelebt habe, was ich sonst in meinem Leben für Schicksale gehabt habe. Alles dieses kann ihnen ganz gleichgültig seyn, und die ganze Biographie wird für sie nicht so viel enthalten, daß es für ein einziges Recept hinreichen möchte. Es ist also platterdings keine Schrift für Aerzte: und sollte es ungefehr einer bis hierher gelesen haben, so bitte ich ihn höflichst, das Ding nun weg zu werfen. Es ist mir nun just, als wenn ich selber kein Arzt mehr wäre, und Gott weis, was mir in dieser Metamorphose unter die Feder läuft.

Die Arzneykunst ist ein Ding, worüber sich manches sagen läßt. Der Staatsmann, der Feldherr, der Arzt, müssen ähnliche Verstandskräfte haben, sagt wie mich deucht irgendwo Herr Leibarzt Zimmermann: und wer in seinem dreyßigsten Jahre kein Staatsmann, kein Feldherr, kein Arzt ist, der wird in seinem Leben keiner. Die Arzneykunst beruht viel auf Din-

gen, die bloß nur wahrscheinlich oder muthmaßlich sind, wozu denn etwas heller Blick und eine gewisse Geschwindigkeit des Geistes gehört. Einer erblickt den Sitz oder die Ursache der Krankheit, ihren Gang, Grad, eher als der andere. Einer verfällt geschwinder auf das vorzüglichere Heilungsmittel. Wie man fragt, so antwortet man, ist so viel ich weis, einstens ein Sprichwort gewesen. Wenn nun einer schon voraus dem Kranken und seinem Uebel in die Seele blickt, ihm sogleich die entscheidendesten Fragen sezt, so erhält er auch deutlichere Antwort als der andere, just als wenn man es einem Mädchen sogleich an der Stirne ansieht, auf welche Art es am liebsten in unsere Harmonie möchte gestimmet seyn: ist ja alsdenn nur halbe Arbeit. Wer merkt hier nicht, daß angeborner Geistesblick, zuweilen auch ein blosses Ungefehr, oder eine vorzüglich wirksame oder wegzeigende Natur oft ganz die heilsame Thätigkeit des Arztes ausmachen. Und wie oft findet da auch die blinde Kuhe eine Erbse.

Alles dieses macht eigentlich das aus, was man Glück im Kuriren heißt. Freilich wird dieses Glück hauptsächlich nur nach dem Verhältnisse der Genesenden und Sterbenden abgemessen. Dem Publikum kann man es wohl nicht zumuthen, zu beurtheilen, ob der Arzt sich mit Scharfsinn oder Schlendrian durchhilft, ob er die verborgensten Quellen der Krankheiten einsieht, recht beurtheilt, recht behandelt, oder ob Natur und Ungefehr oft wider das Bestreben des Arztes die Sache zum Besten wenden. Gewiß ist die Arzneykunst eine Sache, zu der ein mittelmäßiger Kopf platterdings schon untüchtig ist, wenn nicht von Alletagsärzten die Rede ist. Es ist mancher ein schlechter Arzt, der unter Juristen oder in manchem anderen Fache eine vorzügliche Stelle würde vertretten können. Man muß traurig werden, wenn man sich erst etwas genauer mit der heilsamen Kunst hat bekannt gemacht, und nun die unendlichen Beschwernisse, Verworrenheiten, auf allen Seiten erblickt: wenn man die widersprechenden Beobachtungen, widersprechenden Theorien und Heilarten zusammennimmt, selber nicht zu wählen oder sich zu entschließen

weis, und doch so einen Schwarm von Menschen ohne Furcht und Scheue drauf los praktiziren sieht.

Es sind sehr mannigfaltige Dinge, welche alle dazu beytragen, die Arzneykunst zweifelhaft und beschwerlich zu machen. Es ist mir Leid, daß ich hier einige Gebrechen der lieben Kunst vor den Augen der Profanen entblösset darstellen muß. Es mag hier immer etwas den von mir oben angeführten Familenfehlern zu gut gehalten werden. Wer kann für angeborne Offenherzigkeit, und für Gerechtigkeitseifer!

Es wäre da wohl die Frage, ob nicht auch außer den verschiedenen Hindernissen noch ein Hauptgebrechen irgendwo zum Grunde läge, welches der Vervollkommnung unserer Kunst im Wege wäre. Da käm es nun darauf an, ob die auf Akademien gebräuchliche Methode zu lehren just die beste wäre. Es mag freilich eine schwere Sünde seyn, an so was zu zweifeln, was schon so lange durch gelehrte Männer und das Herkommen geheiliget ist. Doch hat

es

es auch schon Männer gegeben, die bereits einige Umarbeitung nöthig glaubten, die aber auch die Sache am unrechten Flecken angepackt haben. Sie sahen, daß die Botanick zur möglichen Vollkommenheit gekommen war, glaubten daher, daß man alles Glück bey Vervollkommnung einer Kunst machen könnte, wenn man sie nur in botanisches Geleis einlenken könnte. Da wurden nun fluchs die Krankheiten unendlich verabtheilet, in Classen und Ordnungen gebracht, und doch sind die vorzüglichen Aerzte bisher eher seltener als häufiger geworden. Ich habe nie viel auf Flickarbeit gehalten, entweder ganz umgerissen, rechtschaffen umgeändert oder gar nicht. Ich denke, wenn man ein Ding lang genug von vornen angefangen und tracktiret hat, ohne dabey zum Zwecke zu kommen, so packt man es ein andermal gerade das hinderst zu vörderst an, um zu versuchen, ob man nicht eher zurechte kömmt. So haben es ungefehr die Sprachlehrer gemacht. Man quälte uns vorhin mit Regeln der Grammatick, und wir konnten nach vielen Lecktionen, nach langem Expliziren und häufigen Uebungen doch nicht sprechen, waren

immer

immer Fremdlinge in der Sprache. Die ewigen Regeln hatten uns unendlich ennuyirt, und waren immer gelernt und wieder vergessen worden, oder wir hatten sie ganz ohne Nutzen angehört. Nun fieng man aber die Sache ganz anderst an. Man lehrete uns zuerst übersetzen, oder gar sprechen: wir lernten Gespräche, und nachher zeigte und erklärte man uns erst die Regeln, die uns nun Spielwerk waren, die wir so leicht begriffen, und wodurch wir nun gründlich in der Sprache wurden. Ich denke, wenn da einer erst als Maurer oder Zimmermann, oder auch bloß als Zuschauer mehrere Gebäude hat aufbauen helfen, so wird es halbe Arbeit seyn, ihm hernach die Regeln der Baukunst zu erklären, und ihn zum Baumeister zu machen.

Seit dem man angefangen hat, die Arzneykunst methodisch zu lehren, oder welches beynahe einerley ist, seit dem man mit der heilsamen Kunst nicht viel weiter gekommen ist als man vorher war, gieng das Ding gar ordentlich zu. Man fieng das Ding ab ovo an. Welcher Professor warnte uns nicht aus Leibeskräften, uns nur nicht

im Anfange um die Praxis zu bekümmern, sondern erst gute theoretische Grundsätze zu fassen, wenn wir nicht ganz verderben und Pfuscher werden wollten? Wirklich wird auch schwerlich einer von uns, der halb Fleiß und Fähigkeit hatte, nach seinen akademischen Jahren nicht so leicht für einen Pfuscher, aber wohl eher entweder für einen Ignoranten oder für einen Neuling in der ausübenden Kunst passirt seyn, über den oft ein armseliger Dorfbarbierer sich lustig machte.

Auf Universitäten geht alles gar streng. Ein Professor ist an manchen Oertern samt seiner ganzen Pedanterey ein greulicher Despot. Da wird es einem medizinischen Studenten platterdings versagt, in einem Spital den Krankenbesuchen beyzuwohnen, wenn er nicht seine theoretischen Collegien vollkommen durchpassiret ist. Jeder, der die Arzneykunst studiert hat, wird wissen, welche spanische Dörfer ihm die physiologischen patologischen, und selbst die practischen theoretischen Lehren waren. Er weis im Anfange nicht wo das Dinge alle hinaus will, was endlich aus allem werden soll, was es heissen

mag.

mag. Er begreift und lernt also entweder gar nichts, wenn er sich nicht besonders anstrengt, oder er vergißt es bald wieder was er gelernet hat, hat undeutliche Begriffe, und wünschet sich etwa erst nachher, wenn er schon einige Zeit lang irgendwo practiziret hat, wieder Gelegenheit nochmal auf Akademien zu studieren. Nun würde er erst wissen wozu es nützen könnte, und wie dieses oder jenes zu verstehen seye. Bisher war es gemeiniglich der Fall, daß der ausstudierte Arzt weder die theoretischen Lehren gut begriffen hat, noch sich in practischen Fällen zu helfen wußte.

Wir rühmen noch immer die Arzneykunst der Alten! und gestehen gerne, daß sie zu ihrer Zeit in der practischen Kunst bereits so weit waren, als wir es wirklich sind. Nun möchte ich gerne wissen, wo und wie Aeskulap seine Kunst studieret hat? Ob Hippokrates und Celsus auch voraus Physiologie, Patologie, Terapie, und wie die Sachen alle heissen, studieret haben? Soviel ich weis, unterrichteten sie sich in den vorhandenen practischen Wahrnehmungen; sie sammelten,

beobach-

beobachteten selber, practizirten: und wo dann Kopf und Vorbereitung war, da kam die Theorie nachher. Man sieht so oft, daß Wundärzte, ohne jemals Arzneykunst ordentlich auf Akademien studiert zu haben, dennoch mit eben solchem Fortgange die Arzneykunst ausüben, und manchmal besser, als jene die da auf Universitäten unter berühmten Professoren studieret und promoviret haben. Sie wissen auch den theoretischen Theil der Arzneykunst, so quantum satis, fast eben so gut, als studierte Aerzte. Wie kömmt das alles? Ein Wundarzt lernt etwa seine Anatomie, wird zugleich zu practischen Geschäften angeführet. Er sieht, und merkt das am ehesten, was er gesehen hat. Er kömmt in Lazaretten, wird als Handlanger von Aerzten oder anderen erfahrnen Wundärzten gebraucht, lernt Krankheiten und Arzeneymittel kennen, lernt Rutine oder Schlendrian. Nachher aber, wenn er Kopf und Lust hat, liest er medizinische Theorien, gute Bücher, fasset alles ganz gut, und weis wo jedes hingehört, und wird auf diese Art ein brauchbarer Praktiker. (Nur das einzige wollte ich mir hier ausbitten, daß sich nicht alle in der Arzney-

neykunst practizirende Wundärzte in diese Classe rechnen mögen. Der gröste Theil von ihnen pfuschet deswegen in die Arzneykunst, weil sie in Anatomie und wahrer Chirurgie unwissend sind, und weil sie glauben, daß man den Schaden, den ein ungeschicktes Recept anrichtet, weniger wahrnehmen werde, als einen falschen Schnitt, der mit dem Messer geschieht. Diese sind und bleiben Quacksalber.)

Gesezt nun man führe den Studenten, welcher Arzneykunst studieren wolle, zuerst in Spitäler, zu Kranken; man lasse ihn die Krankheiten sehen, ihren Gang wahrnehmen: man zeige ihm die Arzneymittel die gegeben werden, und nenne sie ihm. Gewiß wird er hierbey neugieriger und aufmerksamer seyn, als wenn man ihm vor allem ein theoretisches Collegium liest. Wenn nun der Student schon hat Krankheiten kennen gelernt, hat Kranke genesen und sterben gesehen, so erkläre man ihm die theoretischen Theile der Kunst, die Theorie der Krankheit und alles was dazu gehört; gewiß wird er mit mehr Lust zuhören, er wird leichter das applica finden,

er

er wird unsere Vorlesungen begreifen; er wird begierig seyn die Composition oder Bestandtheile des ihm bereits bekannten Arzeneymittels zu vernehmen; er wird überhaupt geschwinder und gründlicher die Arzneykunst lernen. Dieses wäre so eine Meynung, worüber ich auch bereits etwas aus Erfahrung sagen könnte. Es ließ sich überhaupt noch manches hierüber anbringen, wenn man nur alles auf einmal vom Herzen stossen könnte, oder stossen dörfte, ohne sogleich so manchem die Galle zu rühren.

In der Arzneykunst ist kein Kodex, kein einziges Handbuch, auf dessen Theorie oder Praxis man völlig bauen könne. Man wird Unsinn bey Alten und bey Neuen finden. Und wenn euch einer so gewaltig zuruffet, leset die Alten, leset die Alten! so ist es gemeiniglich noch ein medizinischer Neuling ohne Bart, oder sonst so einer, der sie selber nicht gelesen hat, oder endlich einer, der sich uns als ganz besonderer Arzt durch Anpreisung seiner Alten darstellen will. Ich sage allenthalben liegt Gutes und Schlimmes, nirgendwo ist Vollkommenheit. Welche

Verwirrung, welcher Contrast, wenn man die Heilart verschiedener Nazionen zusammennimmt? Der Franzos läßt zur Ader, giebt Clystiere, gelinde kühlende Abführungsmittel, Tisanen, Wasser, will überall verdünnen. Der Engländer giebt flüchtige Salze, gewürzhafte Sachen, Mineralien, und wenn man da einen liest, so weis man sie beynahe alle. Der Wiener rühmet uns von seinen besonderen oder neuen Mitteln Wirkungen, die hernach wir andere Söhne Aeskulaps nicht nachbeobachten können. Der übrige Deutsche fährt drinn herum, haschet da und dort, macht es in seiner Heilmethode, wie in seiner Art sich zu kleiden; er ahmet nach, und bewundert den Ausländer, trägt unterdessen fleissig zusammen, was da oder dort ist bekannt geworden. So hat fast jede Provinz, jede Universität ihr eigenes oder ihren Schlendrian. Wo soll sich nun ein Dritter ganz unpartheyischer Arzt, der nichts als Wahrheit sucht, hinwenden?

Es ist eine schlimme Sache sich mit ganzen Nazionen abzuwerfen. Ich erkläre also ein für allemal, daß meine Meynungen nur von dem

grossen Haufen gelten. Allenthalben giebt es Ausnahmen. Frankreich hat auch schon manchen würdigen Arzt herfürgebracht. Wem gefällt nicht Stolls simple Heilungsart zu Wien. England und das übrige Deutschland haben gewiß ihre Originalköpfe, deren es aber freilich nur wenige sind. Nur Schade, daß gemeiniglich die jungen Aerzte, und jene welche die wenigste Praxis haben, am meisten schreiben. Aerzte, die Jahre und Geschäfte haben, nehmen lieber Guineen oder Thaler ein, als daß sie Bücher schreiben. Daher sind noch fast alle Handbücher von jungen Aerzten oder von theoretischen Professoren, die sich am Krankenbette selber nicht zu rathen noch zu helfen wissen, zusammen geschrieben. Ein Arzt von grosser Praxis nimmt sich wohl zuweilen die Mühe, einen einzelnen Aufsatz, oder einige Beobachtungen heraus zu geben; oder er läßt sie durch seine Handlanger zusammentragen. Zu übrigen grösseren Arbeiten fehlt ihm Gedult und Zeit. Es ist dieses abermal eine von den Ursachen, warum unsere Kunst so wenige Fortschritte macht. Man rechne noch hierher die vielen anderen Autorgebrechen, die

alle der Vervollkommnung der Arzneykunst im Wege stehen. Ich rechne hierher Hipotheſenkram, wo man so gar Beobachtungen erdichtet, oder so lang an ihnen formet, bis sie auf unſere Meynungen passen. Einer schreibt den andern ab. Man verdirbt also die Zeit mit unnützer Lecktür. Da ruffen uns manche mit bedeutender Miene zu, folget der Natur, sie sprechen von nichts als vom Gange und der Wegweiſung der Mutter Natur, und wiſſen selber nicht, was sie damit sagen wollen, wiſſen nicht, welches dann die eigentlichen Gänge sind, auf welche die Natur uns leiten will. Aerzte in groſſen Städten suchen im Anfange durch Fleiß oder andere Wege zur Practick zu gelangen. Aber alsdenn bleiben sie auch wo sie sind, und gehen selten weiter in der Kunst. Jeder Arzt aber, der sich nicht immer mit allem Fleiſſe verwendet, kömmt nicht vorwärts, fällt eher wieder zurück, und geräth in Routine, welches der gewöhnlichſte Fall in Städten ist. Wenn sich der Arzt damit abgiebt, den Geſellſchafter zu machen, selbst seinen Ergötzungen nachzugehen, und dabey noch weitläuftige Krankenbeſuche zu machen hat, so ist es um

die

die Vervollkommnung der Kunst geschehen. Es liegen auch noch Gebrechen in unseren eigenen Fähigkeiten. Das Feld der Arzneykunst ist zu weitläuftig, und nicht jede Fähigkeit passet für jedes Fach. Mancher Theil ist meistens Gedächtnißarbeit, wozu der Lebhafte und Scharfsinnige nicht Phlegma genug hat, wenn er nicht ein Meisterstück der Natur ist, wie Boerhave, Haller und einige wenige. So ist die Naturgeschichte, Botanick, Chemie, Anatomie meistens das Feld für einen geduldigen Phlegmatiker. Mancher Anatomiker versteht die Geographie des Körpers ganz ausbündig, aber auch weiter nichts, und ist und bleibt immer ein stroherner Arzt. Welcher Vortheil für die Kunst würde es seyn, wenn da ein Mann von feinerem Beobachtungsgeiste, von philosophischem Scharfsinne eben diese Uebung, Gelegenheit und Kenntniß in den langweiligen anatomischen Beschäftigungen hätte? Alle diese Dinge werden es endlich dahin bringen, und haben es schon gebracht, daß vorzüglich gute Aerzte eine ziemliche Seltenheit auf Erden sind. Ich will just nicht sagen, ob es Glück oder Unglück für die Welt bedeuten

werde, da man sich doch in den meisten Gegenden mit seichten Aerzten eben in solcher Zufriedenheit, als mit den allervortreflichsten zu behelfen weis, oder etwa gar den Vorzüglicheren merklich sparsamer als den Elenden füttert. Oder es giebt auf einer anderen Seite so viele Rousseauisten, die behaupten, daß Emil keiner Aerzte nöthig habe, und dabey immer vergessen, daß sie nichts weniger als Emile sind.

Es sind mir Patienten gestorben, und manche sind ungeheilt geblieben. Im Ganzen genommen habe ich aber medizinisches Glück gehabt. Meine Art, die Arzneykunst zu üben, war ungefehr folgende. Ohne Noth verschrieb ich selten was. Mit unbedeutenden Dingen gab ich mich nicht gerne ab, oder tracktirte sie nachläßig. Manchmal ist dieses einer meiner Fehler gewesen. Wenn ich merkte, daß der Patient sich weigerte, oder weniges Zutrauen hatte, so wurde ich unthätig, mismütig. War er aber willig, vernünftiger Ueberzeugung fähig, war es Gefahr, so war ich einer der thätigsten die es geben kann. Es fielen mir in den schlimmsten Zufällen immer

die

die meisten Resourcen bey. Wenn ich zur Winterszeit in der Stadt war, so war meine Praxis sehr häufig. Der Bürger, der Bauer, der Jud belagerten mich fleissig in meinem Hause. Da war keine Zeit zum Schreiben, oft wenig Zeit zum Studieren, besonders da mir noch der Briefwechsel soviel wegnahm. Aber es war Zeit, Gebrauch zu machen von jenen Mitteln, die ich mir bey dem Landaufenthalt im Sommer unter dem Studieren aufgezeichnet hatte. Hatte ich ungefehr da ein Lieblingsmittel, so prüfete ich es vielfältig, verschaffete es den Armen umsonst, oder bezahlte es selber für sie. Im Ganzen las ich viel, oft mit grosser Nervenunruhe, wenn es unnützes oder albernes Zeug war, mit Wollust, wenn da Scharfsinn und gründlicher Verstand in Schriften lag; je simpler und ungekünstelter eine Heilart seyn konnte, desto lieber war sie mir. Ueberhaupt zu reden, war ich aber bey dem Schwarm der deutschen Schriften sehr mistrauisch. Den Engländern, Schweden, Holländern glaubte ich nicht alles, den Wienern nicht viel, den Franzosen gar nichts. — Vermutlich hatte ich Unrecht, aber ich war doch glücklich samt meinem Irrthume.

Wer da seine Sachen mit etwas Philosophie zusammenbinden kann, wird sich wohl aus mancher scheinbaren Verworrenheit winden, und den besten Mittelweg erwählen. Für den trockenen galligen Franzosen, dessen Ausdünstungsgeruch schon von schärferen Säften zeugt, mögen die verdünnenden wässerigen Mittel nicht ungereimt seyn. Dort mag Pomme der Arzt für Nervenkrankheiten seyn. Aber der französische Arzt kömmt übel zurecht, wenn er seine Methode als allgemein ausser seiner Sphäre anwenden will. Ein Engländer der Schleim und zähe Säfte hat, mag sich eher der flüchtigen Salze und gewürzhafter Arzneyen bedienen. In Entzündungskrankheiten giebt einer auflösende Salze und Getränke der andere Essig und gar Mineralsäuren. Jeder verwirft die Methode des anderen. Ein Arzt der Ueberlegung hat, wird jeder Methode zu seiner Zeit den Vorzug geben. Säuren sind in hitzigen Krankheiten gut, wo Neigung zur Auflösung, zur Fäulung, wo weiche reizbare Fasern sind, keine Spannung. Salpeter, auflösende und erweichende Mittel verdienen im entgegengesezten Falle den Vorzug. Aderlässe mögen einstens im Ganzen genommen nöthiger gewesen

seyn

seyn als jezt, wo ich sie in den meisten Fällen fast bloß als Ableitungsmittel betrachte, um nämlich einen ableitenden Reiz und Zufluß zu machen. Sie sind etwa nöthiger auf dem Lande, als in Städten, wo reine Entzündungen so selten sind. Sie nützen am meisten dort wo grosse Kraft, Spannung, dickes festes Blut ist, aber nicht dort wo Luxus, müssige Lebensart, Verdruß, Geistesanstrengung schon alle Fasern entspannet, sie kraus oder weich, und reizbar gemacht haben, wo die Säfte dünn oder in träger Bewegung sind. Die Heilart mochte anderst seyn, als der Tisch mit drey oder vier simplen Speisen besetzet war, als die Dame noch die Haushaltung und Küche besorgte, der Mann sich im Feldbaue und Waffen übte; anderst ehe man die Schiffart in Indien kannte, und uns Thee, Caffee, Toback unentbehrlich machte, anderst 1784 als 1894.

Noch ein mislicher Handel waren für mich die medizinischen Berathschlagungen. Sie sind gar meine Sache nicht, und ich möchte so gerne in forma auf ewig dawider protestiren. Es ist nicht Stolz von mir. Vielleicht erkennet kein Arzt mehr seine Schwäche als ich. Ich hielt fast im-

mer jeden anderen gelehrter als mich, und merkte erst am Ende, daß wir alle beyde nichts wusten. Aber die Consultationen mehrerer Aerzte sind platterdings meine Sache nicht, nur alsdenn nöthig und zur Sicherheit gut, wo es um das Leben von Souveränen gilt. Erstlich sind Aerzte die in ihren Meynungen einig sind, eine Seltenheit. Dann hat jeder seine Lieblingsmittel, seinen eigenen Gang. Wie sollen sie sich nun bey der Kur eines Kranken vereinigen? Habe ich irgendwo meine Sache vorgeschlagen, und man widerspricht mir, so mag ich mich nicht zanken, schweige still, laß andere machen was sie wollen. Auch werde ich nie ein auffallendes Mittel in Vorschlag bringen, weil man etwa bey einem schlimmen Ausgange die Schuld auf selbiges wälzen möchte. Ich liebe sehr eine geschäftige Thätigkeit, und nie ist man phlegmatischer als bey einer Heilart, die durch medizinische Versammlung beschlossen wird. Aus allem diesem sieht man, daß man mich aus solchen Dingen mit Ehre davon lassen könnte. Ich will nichts sagen von den mancherley verdrießlichen Vorfällen, die mir schon bey solchen Gelegenheiten aufgestoßen sind.

Ich war nun so ziemlich von meinem Faden abgekommen: habe da Dinge über Arzneykunst und Aerzte gesagt, die mir gewiß nicht ungerochen bleiben werden. Seye es dann, wenn ich nur noch mit der Haut davon komme. Nun will ich aber auch kein Wort mehr sagen, als was blos mich betrift, und keinen Menschen wenn es nicht eine neidige Seele ist, beleidigen kann.

Schon der große Verfolgungslerm, der bey Erscheinung des philosophischen Arzts entstand, brachte mir auf einer andern Seite wichtige Freunde. Aerzte, Philosophen, und Vornehme interessirten sich für mich. Ich erhielt verlangte und unverlangte Empfehlungen. Ich ward sogar wider den Nothfall sicher gesezt, so daß ich gar nicht in dem Falle war, mich auf einige Art mishandeln zu lassen. Solang man mich nicht in Kerker, oder auf den Scheiterhaufen sezte, war man nicht im Stande, mich auf dieser Erde unglücklich zu machen. Freilich kann man nicht so leicht mutlos werden, wenn man solchen Hinterhalt hat. Sie haben eine der Welt nun unentbehrlich gewordene Kunst gelernet, schrieb mir einstens mein wichtigster Freund, was haben Sie sich um die Gunst einzelner Menschen zu kümmern.

Außer

Außer dem blühete mir auswärts mehr Glück als ich je erwartet hatte. Ich war aber auch nun in meinem Vaterlande glücklich genug geworden. Ich wurde an Churfürstlichen und Herzoglichen Höfen mit vorzüglichen Bedingnissen in Vorschlag gebracht. Sogar hatte man an einem gewissen Hofe, wo ich mit aller Annehmlichkeit hätte leben können, für mich bey meiner Abreise die vorzügliche Güte, mir schriftliche Versicherung auf ein ganzes Jahr zu geben, im Falle mir das nordische Clima nicht behagen würde. Ich wurde im Jahre 1783 von Freunden ohne mein Vorwissen nach Pavia an Herrn Tissots Stelle vorgeschlagen, und bekam von Wien die schmeichelhaftesten Briefe hierüber. Alle solche Anträge machten mir nur einige Tage Nervenunruhe, und ich wünschte manchmal, keine mehr zu erhalten, um ruhiger zu leben. So entschlossen ich in Krankheiten und Gefahren bin, so gleichgültig und unentschlossen bin ich, sobald es weiter nichts als mich selber betrift. Alsdenn muß man mich wirklich hinstossen, wo ich stehen soll, und die meisten Dinge dieser besten Welt sind mir so ziemlich einerley.

Es

Es geschah nun am Ende des Jahrs 1783, daß mein philosophischer Arzt das unerwartete Glück hatte, Ihro Kaiserlichen Majestät Catharina der zweyten in die Hände zu kommen, und Beifall zu erhalten. Sie äußerte Ihre Gesinnung, mich bey sich zu haben. O das war nun freilich viel zu auffallend, als daß man eine solche Gelegenheit mit stoischer Kaltblütigkeit sollte verstreichen lassen. Aber die einzige Hauptunruhe quälte mich, wie ich den alten Fürsten, der mich so väterlich liebte, und dem ich so vielen Dank schuldig war, verlassen könnte. Ich hätte es selber nicht vorbringen können. Ich ließ es ihm durch einen Dritten melden. Er war viel zu diskret als daß er mich von einer glänzendern Laufbahne, wozu man nicht alle Tage Gelegenheit hat, abhalten wollte. Er hörte nicht auf, mir Proben seiner Güte zu geben, die mein Herz ganz in Rührung brachten. Nicht der Abschied von Vater, Geschwistern, Angehörigen, aber der Abschied von diesem guten Fürsten, und noch dessen blosse Erinnerung hat mich Thränen gekostet. Aber welcher Trost! da die größte Kaiserinn mir die vorzüglichsten Zeichen ihrer

Gewo-

Gewogenheit gönnet! Und nun, da ich erst die Höhe, die durchdringende und umfassende Kraft des Geistes, die Vortreflichkeit des Herzens dieser würdigsten Monarchinn mehr in der Nähe kennen zu lernen das Glück genieſſe, so muß ich wirklich mit Erstaunen erkennen, welches vorzügliche Glück nach so manchen Stürmen doch noch für mich auf dieser Welt bestimmet war. Denn auch der bloſſe Beifall dieser einsichtvollen Menschenkennerinn ist schon die vorzüglichste Entscheidung für mein Verdienst. Sie können sich betrügen, sagte ich einem vernünftigen Manne, da er mir so viel von meinen Talenten und Verdiensten sprach. Ja, sagte er, aber unsere Monarchinn betrügt sich nicht; sie hat weit zu viel Geist, Einsicht und Erfahrung dazu, und unsere groſſe Monarchinn hat Sie kommen lassen, und hat sehr rühmlich von Ihnen gesprochen. — Was kann da für ein fühlbares Herz entzückender seyn! Ich fühle und erkenne mich nun am höchsten Ziele meiner Wünsche, an der höchsten Stufe meines Glückes, und am Ende meiner Geschichte.

Her-

Herausgegebene Schriften.

An et in quibus Medicus Naturae Minister, Natura medicatrix. Dissert. 4. 1763.

Neuere Nachricht von dem bey Brückenau im Fuldischen gelegenen Gesundbrunnen im Jahre 1767.

Der Arzt für Brunnengäste zu Haus und in dem Bade 1769.

Observationes Medicae 1775.

Das Neuste von den Mineralwässern bey Brückenau im Fuldischen 1776.

Der philosophische Arzt, 4 Bände, 1776, u. s. w.

Einladung zur Kur für das Jahr 1777.

Einladung zur Kur an den Kurort bey Brückenau für das Jahr 1778.

Vermischte medizinische Schriften, 4 Bände 1779 und 1780.

Neueste

Neueste Nachricht von den Mineralwässern bey Brückenau mit 1 Kupf. 1780.

Verschiedene kleine medizinische und andere Abhandlungen, wovon Herr Zwirlein einen Band gesammelt und herausgegeben hat 1782.

Biographie des Herrn von Gleichen 1783.